

ZB
ILLUSTRIERTE
Für Menschen im Atomzeitalter



**19. Juli 1957:
Atomrakete
über Nevada**



In den vordersten „Schützengräben“, nur 5 km vom „Punkt Null“ entfernt, erlebten US-Marine-Infanteristen am 5. Juli, morgens 4.45 Uhr, die stärkste Atomdetonation auf amerikanischem Boden. Keiner erlitt einen Schaden. Unmittelbar nach der Detonation traten die „Ledernacken“ zu einem übungsmäßigen Sturmangriff an. Die Hubschrauber im Hintergrund dienten als Sanitätsflugzeuge und auch zum Waffentransport.

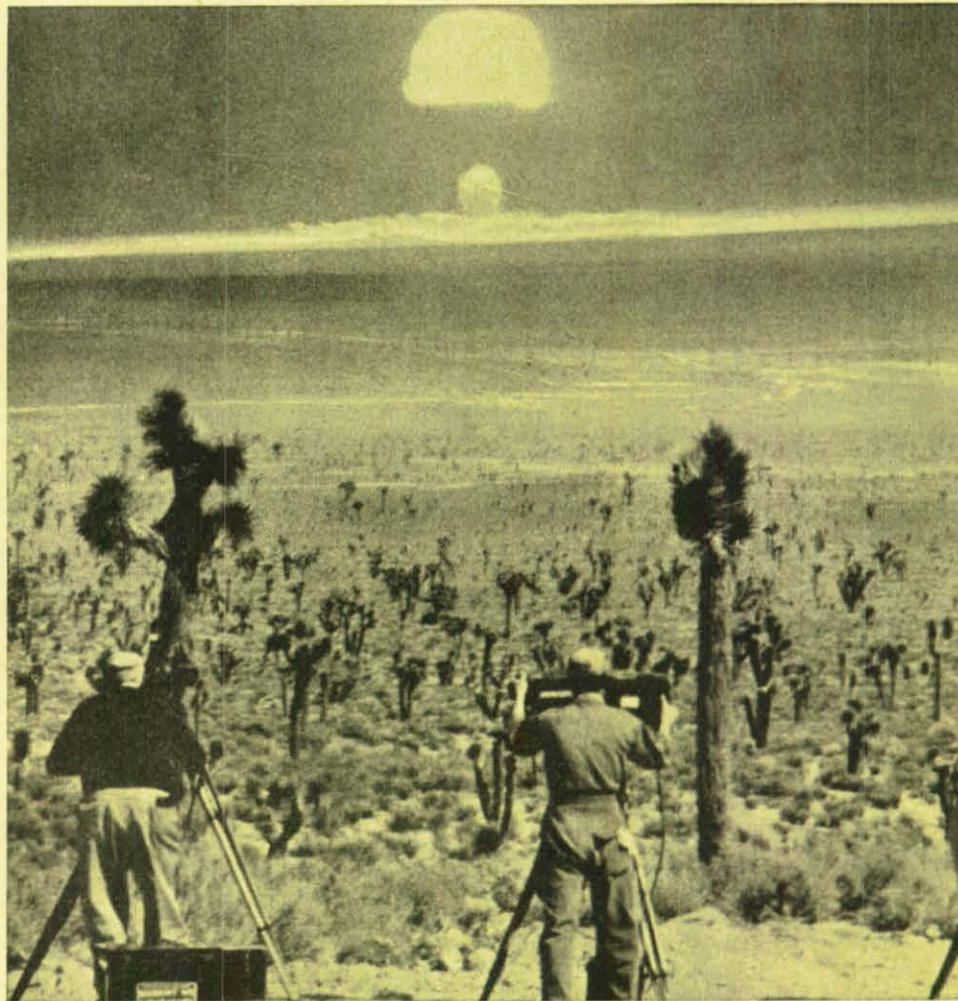
Atomrakete über Nevada

Ein atemberaubendes Experiment unternahmen fünf Offiziere der amerikanischen Luftwaffe. Als kürzlich über der Wüste von Nevada die erste Atomrakete abgeschossen wurde, stellten sie sich direkt unter den „Punkt Null“. Sie wollten beweisen, daß Atomdetonationen in großer Höhe die Menschen auf der Erde nicht gefährden. Sie trugen keinen Schutz, nur ihre Sommeruniform. So blickten sie dem Atomgespenst ins Gesicht.

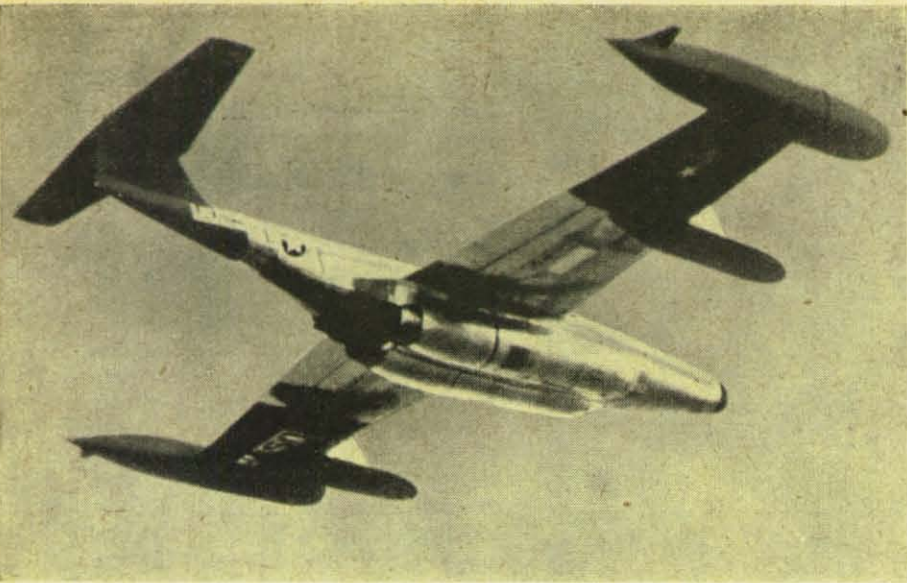
Der ZB-Reporter war zugelassen



Letzte Vorbereitungen zum Aufstieg. Von diesem Ballon aus wurde am 5. Juli in 450 m Höhe die bisher größte Atomdetonation in den USA ausgelöst. Die diesjährigen Versuche in der Wüste von Nevada sollen in erster Linie Schutzmöglichkeiten für den Menschen aufzeigen. Dabei werden auch die von deutschen Luftschutzfachleuten entwickelten Schutzbauten gründlich erprobt.



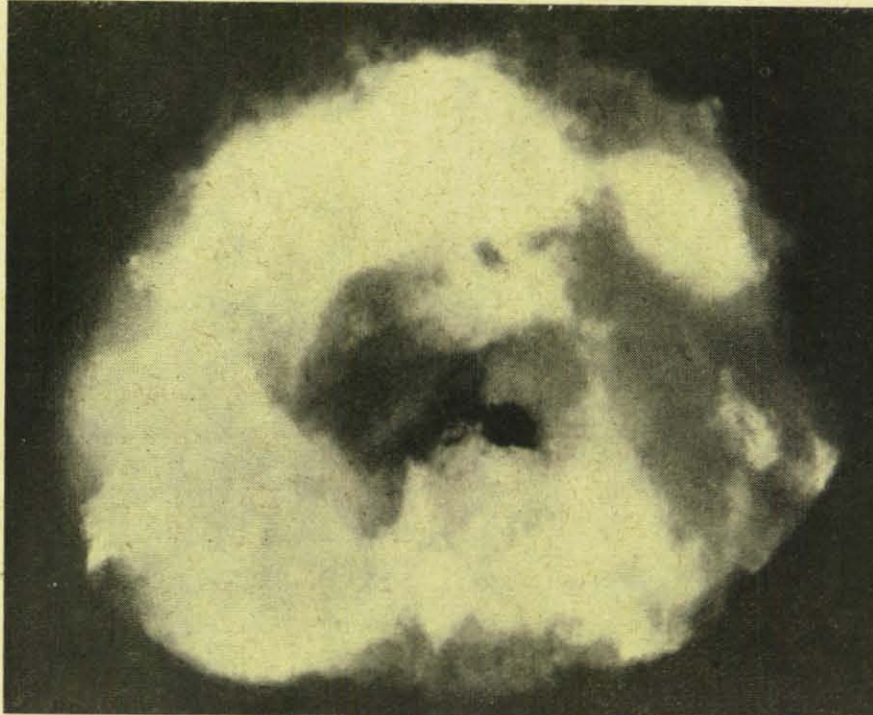
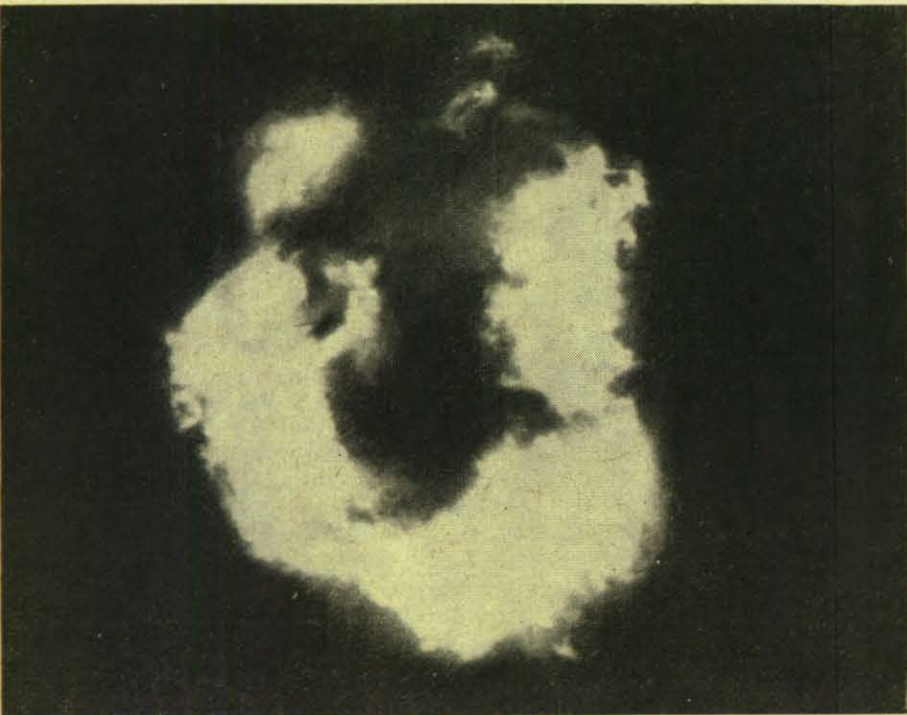
Immer näher wagen sich die Beobachter und Fotografen der US-Atomenergiekommission an den „Punkt Null“ der Atomdetonationen. Vor zwei Jahren noch (unser Bild) hielten sie sich in respektvoller Entfernung, besonders wenn eine Atombombe in geringer Höhe ausgelöst wurde. Diese „Atomscheu“ schwindet immer mehr. Freiwillige stellten sich kürzlich zu kühnen Experimenten zur Verfügung, als es galt, sorgfältige Berechnungen durch die Praxis bestätigen zu lassen.



◀ Ein Düsenjäger vom Typ F-89 Skorpion war mit der Atomrakete aufgestiegen und hatte sie in einer Höhe von etwa 5000 Metern abgeschossen. Dann wendete die Maschine blitzschnell und versuchte, mit Höchstgeschwindigkeit aus dem Bereich der Detonation zu entkommen. Danach aber mußte sie unverzüglich landen. Die Detonation war so nahe erfolgt, daß die Besatzung radioaktiver Bestrahlung ausgesetzt war und deshalb sofort ärztlich behandelt werden mußte.



▶ Kurz vor dem Start: Beratung der Flugroute. Der Kommandant des Düsenjägers, Capt. Eric Hutchinson (links), und sein Begleiter, Capt. Alfred Barbee, sind die ersten Piloten der Welt, die von einem Flugzeug aus eine Rakete mit Atomsprengkopf abgeschossen haben. Die Atomrakete soll gegen feindliche Flugzeuge eingesetzt werden. Sie soll in der Lage sein, ganze Geschwader vom Himmel zu holen, und vor allem die Atomladungen in feindlichen Flugzeugen oder in Fernraketen zur Detonation bringen können.



**19. Juli 1957,
7 Uhr morgens:
Die fünf Männer in amerikanischen Offiziersuniformen starren gebannt in den Himmel.**

Dort zieht ein einsames Flugzeug seine Kreise, ein Düsenjäger vom Typ F-89 Skorpion. Die Sonne sticht. Ringsum Sand und Geröll — die Wüste von Nevada.

Oberst Sidney Bruce räuspert sich, wirft einen schnellen Blick auf die Armbanduhr.

„Gleich ist es soweit“, murmelt Major Hughes, der Jüngste der Gruppe. „Nur fünfzehn Sekunden noch...“ Seine Stimme klingt heiser. Die Hand fährt unwillkürlich an den offenen Hemdkragen.

Major Luttrell, der lange Texaner, zuckt mit den Schultern.

Im Flugzeug machen sie in diesem Augenblick eine Atomrakete, Sprengkraft etwas weniger als 20 000 Tonnen TNT (Trinitrotoluol, hochexplosiver Sprengstoff), zum Abschuß fertig.

Fortsetzung Seite 17

Wie ein Spritzkuchen sah die Detonationswolke der ersten von einem Flugzeug aus abgeschossenen Atomrakete am 19. Juli 1957 aus, als sie über dem amerikanischen Atombombenversuchsgelände von Nevada schwebte. Es war das erstmal, daß eine Atomsprengwolke nicht die charakteristische Pilzform zeigte. Der Detonationsblitz war so hell, daß die Morgensonne zu verblassen schien. Die Rakete war um 7 Uhr Ortszeit abgefeuert worden.



In unsere Serie „Der

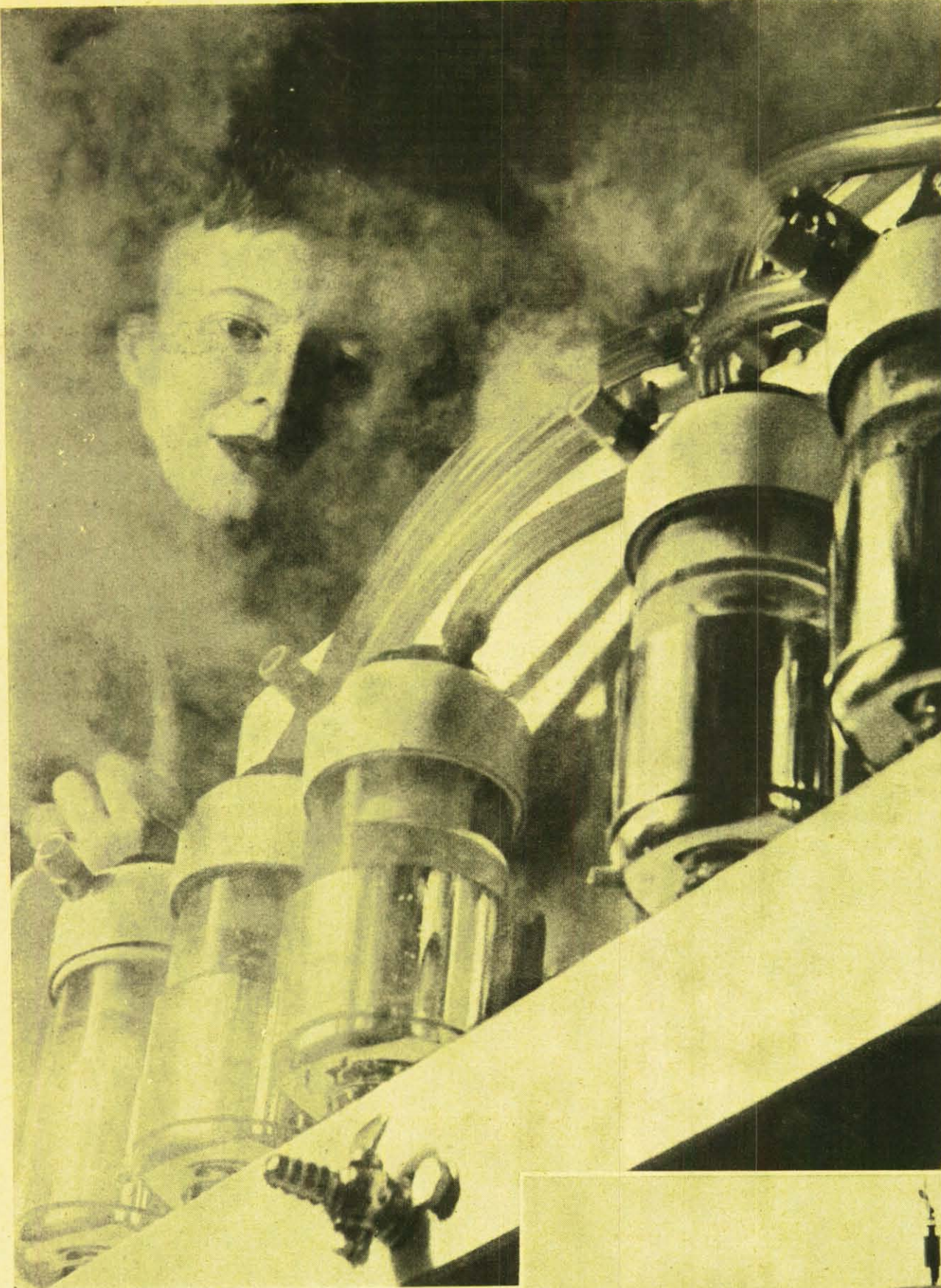
Vorkämpfer

Unser Leben steht unter dem Zeichen der Atomangst, die bei vielen schon in Atempanik ausartet droht. „Gegen den Strahlentod besitzen wir kein Mittel“, meinen viele resigniert. Doch besteht diese Meinung nicht in vollem Umfang zurecht: die Wissenschaft ist unablässig bemüht, Mittel gegen die Gesundheitsschäden nach Strahleneinwirkung zu finden. Jetzt beginnt ein Hoffungsstrahl gegen die Gewalt der Atomstrahlen aufzuleuchten: zwei deutsche Ärzte sind zu Vorkämpfern in der Behandlung von Atomkrankheiten geworden: Dr. Karl Bisa eröffnet eine Aussicht, den verderbenbringenden Staub durch einen staubbindenden Nebel unschädlich zu machen; der andere, Dr. Siegmund Schmidt, hat die Zellulartherapie und das Bogomoletzserum gegen die strahlenbedingten Gesundheitsstörungen zu Hilfe gezogen. Noch stehen wir im Vorfeld des Kampfes gegen die Strahlenschäden. Aber wenn irgendwo gilt hier das Wort des chinesischen Weisen: „Besser, als unnützig über das Dunkle zu jammern, ist es, das kleinste Licht anzuzünden.“

Heilender Nebel

Dr. med. Karl Bisa hat sich als Silikoseforscher einen Namen gemacht. Von diesem seinem Spezialgebiet aus ist er durch einen kühnen Schluß zu einer Behandlungsaussicht von Strahlenschäden gelangt.

Die Silikose ist eine Erkrankung der Lunge. Sie ist „Berufskrankheit“ unter Bergarbeitern und Angehörigen der Asbestindustrie. Die kleinen Gesteins- und Asbestteilchen, die bei der Arbeit am Material entstehen, schweben in der Luft, gelangen beim Einatmen bis in die feinsten Verästelungen der Bronchien und schlagen sich dort in der Lunge nieder. So entsteht die „Staublung“, die zu schwerer Atem-



Nebelschwaden wallen auf aus den Ultraschallverdampfern, die im Bunker eingebaut sind. In ihnen schweben in feinsten Verteilung die Wirkstoffe, welche etwa eingedrungene radioaktive Partikel an sich binden und ihre gefährliche Strahlung bändigen. In der Bindung, welche die Komplexbildner mit ihnen eingehen, sollen sie den Körper verlassen, ohne in ihm festzusetzen und Schäden anzurichten.



Der Bekämpfer des Atomstaubes, der Arzt Dr. Karl Bisa. Dem Steinraub, der die Silikose hervorruft, hat er seinen Schrecken genommen. Jetzt bekämpft er auf gleiche Weise auch den Atomstaub.

Die Arche Bisa, die gegen die Sintflut von Atomstaub Schutz bieten soll. Sie besteht aus Kunststoff, zwischen dessen Doppelwänden Borkarbid eingefüllt ist, das radioaktive Strahlungen abfängt. Wie die Hälfte einer Riesensapfelsine, die im Innern hohl ist, sieht sie aus. Im Ernstfall ist sie rasch zusammengesetzt. Sie kann in die Erde eingegraben werden. Stets aber muß der Rüssel, der oben herausragt, sich in der Luft befinden, ebenso der „Luftreicher“. Sobald die Luft radioaktiv verändert ist, betätigt er automatisch die Vernebler. Dann hüllen schützende Dämpfe die Bunkerinsassen ein.



Mensch greift in Gottes Werkstatt“ schalten wir den aktuellen Bericht ein:

Opfer gegen den Strahlentod

not führt und die Kranken oft zur Berufsaufgabe zwingt.

Dr. Bisas Heilverfahren gegen diese Krankheit besteht darin, daß er in einem allerfeinsten, durch Ultraschall-Zerstäuber hergestellten Nebel Medikamente zerstäubt, die mit dem Nebelhauch eingeatmet werden und die Lunge heilen. Man nennt diese Form der Feinzernebelung „Aerosol-Verfahren“. Dr. Bisa leitet das „Kurhaus Kloster Grafschaft“ im Hochsauerland, eine Bergarbeiter-Heilstätte, in der er die Kranken mit diesem Spezialverfahren behandelt.

„Warum sollte nicht ...?“

Dr. Bisa hatte eine bedeutsame Eingebung, als er sich sagte, daß die in der Luft schwebenden radioaktiven Staube dem Gesteinsstaub sehr ähnlich sind. „Warum sollte es nicht auch möglich sein, in die Lunge eingedrungenen Strahlenstaub auf ähnliche Art unschädlich zu machen?“ fragte sich Dr. Bisa. Nach Atom- und Wasserstoffbombendetonationen bildet sich radioaktiver Staub, der zunächst in Schwaden in der Luft schwebt, nach und nach aber zur Erde niedersinkt. Die Amerikaner bezeichnen ihn als „fall out“. Auch dieser Staub besteht aus feinsten Schwebeteilchen, die mit der Atemluft in die Lunge gelangen. Warum also nicht eine Art Aerosoltherapie auch hier versuchen? Aber welches Medikament verwenden?

Unter den im radioaktiven Staub enthaltenen Substanzen sind zwei für den Menschen besonders bedrohlich: das Strontium und das Yttrium, weil sie ihre schädliche Wirkung am Knochen system entfalten und das Knochenmark in seiner blutbildenden Tätigkeit lahmlegen. Es entsteht eine lebensbedrohende Blutarmut, die einer Behandlung schwer zugänglich ist.

Fesseln für Atomstaub

In den USA hatte man herausgefunden, daß bestimmte Stoffe (Komplexbildner) imstande sind, radioaktive Substanzen an sich zu binden. Sie bleiben zwar noch immer radioaktiv; aber in der Fesselung an jene Stoffe verringert sich ihre Neigung, sich in den Knochen festzusetzen.

Hier wurde Dr. Bisa zum Ideen-„Komplexbildner“: Die amerikanische Entdeckung, verknüpft mit dem Prinzip seiner Aerosoltherapie, mußte einen Weg zur Behandlung radioaktiver Schädigungen ergeben. Man mußte nur die Mittel zerstäuben, welche die Fähigkeit haben, radioaktive Substanzen an sich zu fesseln.

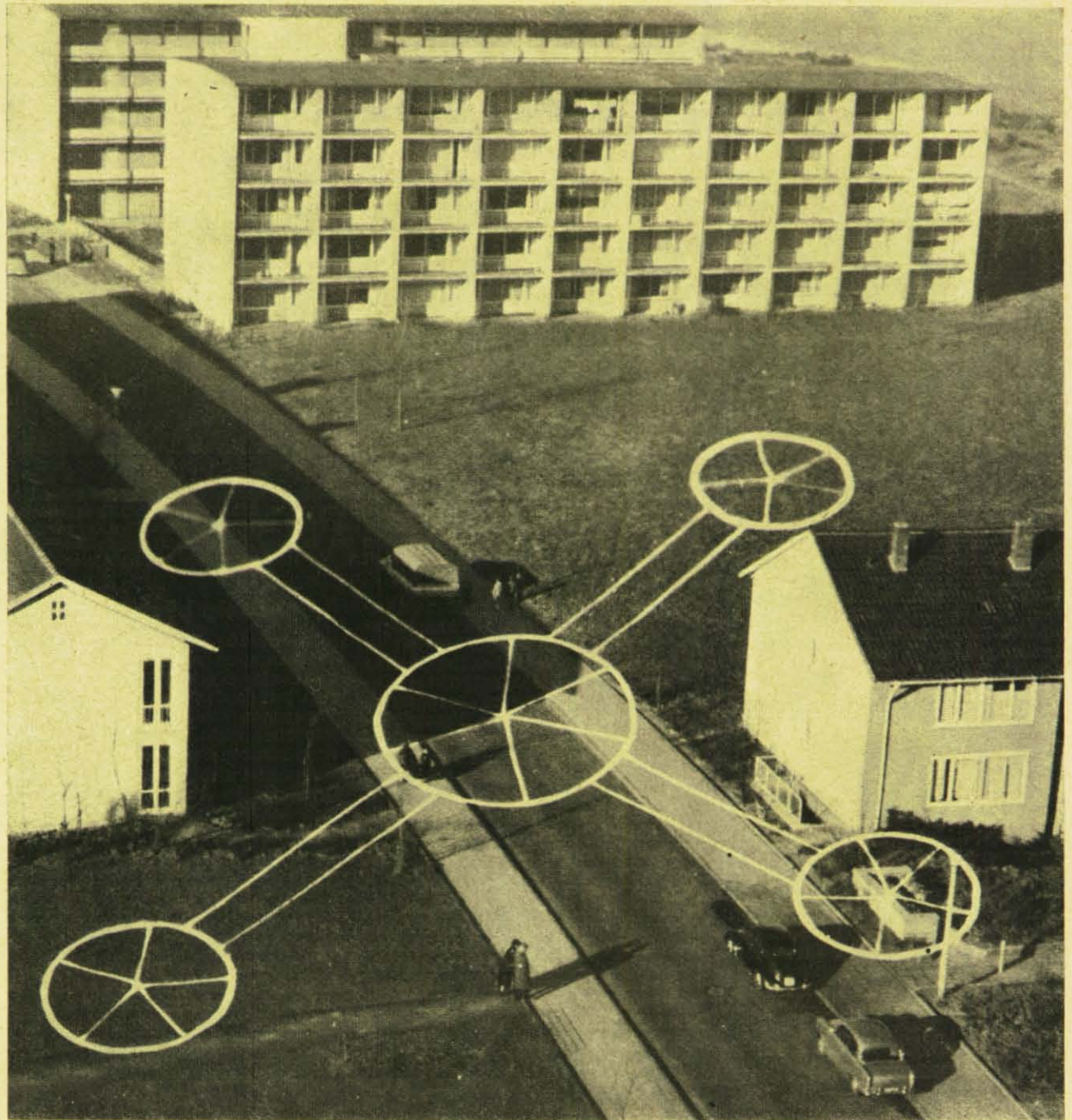
Die ersten Versuche wurden an Ratten durchgeführt. Sie waren mit dem Nebel, der die Komplexbildner enthielt, „umnebelt“ worden. In ihre Käfige wurde dann Luft eingesprüht, in der Art mit radioaktivem Staub durchsetzt, wie es den Zuständen nach einer Atombombendetonation entspricht.

Wird der „Nebel“ siegen?

Gespannt beobachtete Dr. Bisa den Gang der Dinge. Die Tatsachen bestätigten seine Überlegungen: bei geeigneter Versuchsgestaltung überwältigten die Komplexbildner tatsächlich die Teilchen des radioaktiven Staubes! Die „Umnebelung“ war geglückt!

Selbst wenn die Tiere bereits radioaktiv verseucht waren, konnten die Komplexbildner noch Rettung bringen. Sie „bändigten“ die Partikel, indem sie sie fest an sich ketteten. Zusammen mit ihnen verließen die Strahlen-substanzen nun den Körper, sie waren „eingewickelt“ worden.

Diese Beobachtung ließ den Schluß zu, daß man mit dem Verfahren vielleicht auch Menschen dann noch helfen konnte, wenn sie bereits eine Atomschädigung erlitten hatten.



Schutz für viele und doch kein Massenbunker! Diese beiden Forderungen wären miteinander in Einklang zu bringen, wenn man das Prinzip von Dr. Bisa anwendete. Es würde ausreichen, einen Zentralbunker mit den Zerstäuberanlagen einzurichten und die Nebel dann in Kleinbunker zu lenken, die mit dem Zentralbunker verbunden sind. Nach der Art eines Fuchsbaues stünden dann die Kleinbunker aus Plastikstoff mit der Nebel erzeugenden Zentrale in Verbindung, und es könnte an zahlreichen Menschen die Atomstaub-Entgiftung durchgeführt werden, ohne daß sie in beklemmenden, zur Panik neigenden Massen zusammengepfercht sein müßten.

Schutzraum mit „Luftriecher“

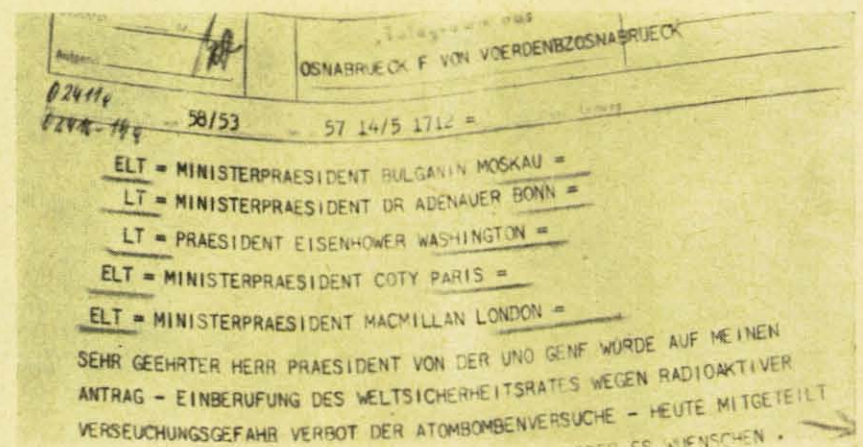
Dr. Bisa ist ein Mann der Praxis. Nachdem seine Idee sich im Prinzip als richtig erwiesen hatte, konstruierte er einen Schutzraum: eine doppelwandige Hohlhalbkugel aus Kunststoff mit einer Strahlenschutz-Zwischenschicht. Diese Halbkugel wird in die Erde eingegraben. Ins Freie ragt nur ein rüsselartiges Gebilde. Die Radioaktivität der Luft über dem Erdboden prüft ein „Luftriecher“. Findet dieser Schnüffler die Luft unrein, beginnt die Zerstäuberanlage automatisch zu arbeiten.

Dr. Schmidt hat das Wort

In dem 2000 Einwohner zählenden Ort Voerden in der Nähe von Osnabrück lebt der praktische Arzt Dr. Siegmund Schmidt. Gestern ein unauffälliger Landarzt, ist er vor kurzem zum „Atomarzt“ geworden. Diesen Ehrentitel gab ihm der Volksmund, weil er versuchte, der verheerenden Atomkrankheit Herr zu werden, die sich nach Strahleneinwirkung einstellt. „Was diese schweren Störungen hauptsächlich hervorruft, ist u. a. die vernichtende Wirkung der radioak-

Fortsetzung Seite 6

Dr. Schmidt hat Vorschläge zur Behandlung von Strahlengeschädigten ausgearbeitet. Als sicherstes Mittel fordert er jedoch von den maßgeblichen Männern eine Einigung in der Abrüstungsfrage



Mit diesem Telegramm, das er an fünf Staatsmänner richtete, forderte Dr. Siegmund Schmidt, daß der Weltsicherheitsrat die Einstellung der Atombombenversuche veranlasse. Besser noch als Heilen und Vorbeugen bei Atomschäden ist es, sie gar nicht erst entstehen zu lassen. Solange diese „Radikalkur“ nicht möglich ist, versucht Dr. Siegmund Schmidt Atomschäden durch seine Methoden heilen zu lassen.



Vorkämpfer gegen den Strahlentod

Fortsetzung von Seite 5

tiven Substanzen auf die blutbildenden Organe (Knochenmark)“, konstatiert Dr. Schmidt. Besonders empfindlich wird die Blutzusammensetzung gestört. Die Zahl der weißen Blutkörperchen sinkt lebensgefährlich ab. Aber auch die Thrombozyten, die an der Blutgerinnung wesentlich beteiligt sind, verringern sich beim Strahlenkranken bedrohlich. Die starken inneren Blutungen, die an der Lebenskraft Strahlenkranker zuwürgen, u. a. auf diesem Thrombozytenmangel. (In seinem Buch „Bedrohen Atome unsere Gesundheit?“, geht Dr. Schmidt darauf näher ein.)

Die Folgen treten erst längere Zeit nach der eigentlichen Einwirkung auf. „Immer wieder kommt es vor, daß junge Menschen, die (in Hiroshima) zur Zeit der Atombombenexplosion geboren wurden, jetzt an Blutkrankheiten sterben“, berichtet Dr. Schmidt.

Die neue Krankheit des Atomzeitalters

Das Atomzeitalter hat eine neue Krankheit heraufbeschworen, eben jene scheinbar unheilbare Blutkrankheit. Blutübertragungen, Blutersatzpräparate, auch die Anwendung von Komplexbildnern leisten nichts Durchgreifendes. Man kannte keine neue Mittel gegen sie.

Aber wenigstens gibt es eine Hoffnung auf ein Mittel. Dr. Schmidt war der Mann, dem das Rechte einfiel. Schon lange hatte er sich mit der Zellulärtherapie beschäftigt, die der Schweizer Arzt Dr. Niefhans ausgearbeitet hat, und die darauf beruht, daß Zellen, in Frisch- oder Trockenzustand, in den Körper eingebracht, seine Abwehrkräfte lebhaft anregen und ihn fähig machen, schwere Krankheiten zu überwinden, wenn die Organe noch eine gewisse Funktions- oder Aufnahmefähigkeit besitzen. Dr. Schmidt besaß Erfahrungen sowohl mit diesem Verfahren, wie auch mit dem Bogomoletz-Serum, das ebenfalls anfänglich auf die Abwehrkräfte des Körpers einwirkt.

Dr. Schmidt hat eine Idee

Den Augenblick, als es in ihm „zündete“, beschreibt er folgendermaßen: „Im Sommer 1954 las ich zum erstenmal japanische Berichte über Befund und Behandlung der strahlengeschädigten Fischer. (Wasserstoffbombenversuch bei Bikini im März 1954). Bei den dargestellten Schäden fand ich Übereinstimmung mit Blutkrankheiten,

Доктору Э. Шмидту
Ферден, Оснабрюк
ФРГ
Глубокоуважаемый доктор Шмидт!

С удовольствием прочел Ваши интересные работы и очень рад Вашим успехам в разработке системы лечения лучевой болезни.

Вы в своих исследованиях уделяете большое внимание применению цитотоксических сывороток и других биогенных стимуляторов, в том числе из клеток костного мозга, печени и т.д. Безусловно это перспективный путь изучения терапии

и я очень рад в дальнейшем получать Ваши весьма интересные и полезные работы.

Искренне уважающий

член-корреспондент АН СССР
профессор А.А. Багдасаров

Eine Frage und eine Antwort. „Bedrohen Atome unsere Gesundheit?“ ist der Titel des Buches, in dem Dr. Schmidt seine Erfahrungen mit seiner Behandlungsmethode strahlenbedingter Krankheiten niedergelegt hat. Einen ersten Erfolg bestätigt der russische Brief: an 200 Strahlenkranken in Moskau hat die von Dr. Schmidt empfohlene Übertragung weißer Blutkörperchen sich bewährt. Ein Hoffnungsschimmer im Atomzeitalter!

die von mir zellulärtherapeutisch behandelt worden waren. Mir kam daher der Gedanke, die japanischen Ärzten vorzuschlagen, die Behandlungsweise zu ergänzen und den natürlichen Bedingungen des Körpers anzupassen. Auf Grund langjähriger Praxisfähigkeit mit Frischzellen und Bogomoletzserum hatte ich gerade auf dem Gebiet der natürlichen Behandlung besondere Erfahrung gesammelt. So konnte ich mit Hilfe dieser Methoden verschiedene, bis dahin schwer beeinflussbare Blutkrankungen des Knochenmarks zur Besserung bzw. Heilung bringen, dagegen blieb die Leukämie unbeeinflussbar.“ Nun ließ ihn der Gedanke, „daß sich mit Hilfe der Zellulärtherapie als Trockenzellen und Vollorgansubstanzen, Zellfermentwirkstoffen = Regeneresen, Lysaten und von Atomkranken nutzbringend erweitern lassen müsse, nicht mehr los.“

„Der Erfolg blieb nicht aus“

Es wurden Bogomoletzserum und Trockenzellen nach Japan geschickt, und die japanischen Ärzte behandelten zum Teil damit ihre Kranken nach den Weisungen von Dr. Schmidt. „Der Erfolg blieb nicht aus: der Zustand der Atomkranken besserte sich.“

Japan ist nicht das einzige Land, das Dr. Schmidts Anregungen angenommen hat. Auch Rußland wendete das Verfahren an seinen Strahlenkranken an: „Vom Bogomoletz-Institut in Kiew erhielt ich die Nachricht, daß die von dortigen Wissenschaftlern unternommenen Tierversuche (400r) gute Ergebnisse erbrachten.“

In Moskau wurde ein weiterer Vorschlag dazu, Knochenmarkzellen aus dem Brustmark von Gesunden in den Körper Kranker einzuführen, sowie auch

weiße Blutkörperchen zu übertragen. Ihnen sind bestimmte Fermente eigen (Katalase zum Beispiel), die dann im Körper des Kranken das unter Strahlenwirkung in der Zelle entstehende giftig wirkende Wasserstoffsuperoxid (das den Zellstoffwechsel zerstört), entgiften kann.

„Die Richtigkeit meines Vorschlages wurde richtig durch Versuche an 200 strahlengeschädigten Patienten in Moskau durch Prof. Bagdasarow bestätigt. Mit Übertragungen von weißen Blutkörperchen wurden sie auf diese Weise von ihrer furchtbaren Krankheit geheilt.“

Bei Algen in die Lehre gehen

Daß die Katalase wichtig in der Abwehr der Strahlenschäden, geht aus Beobachtungen hervor, die man an radioaktivem Meerwasser bei Bikini machte. Sie unterschieden sich von gesunden Algen durch einen stark erhöhten Katalasebestand. Offenbar halten sie diese Schutzstoffe aktiviert, als die Strahlen auf sie einwirkten.

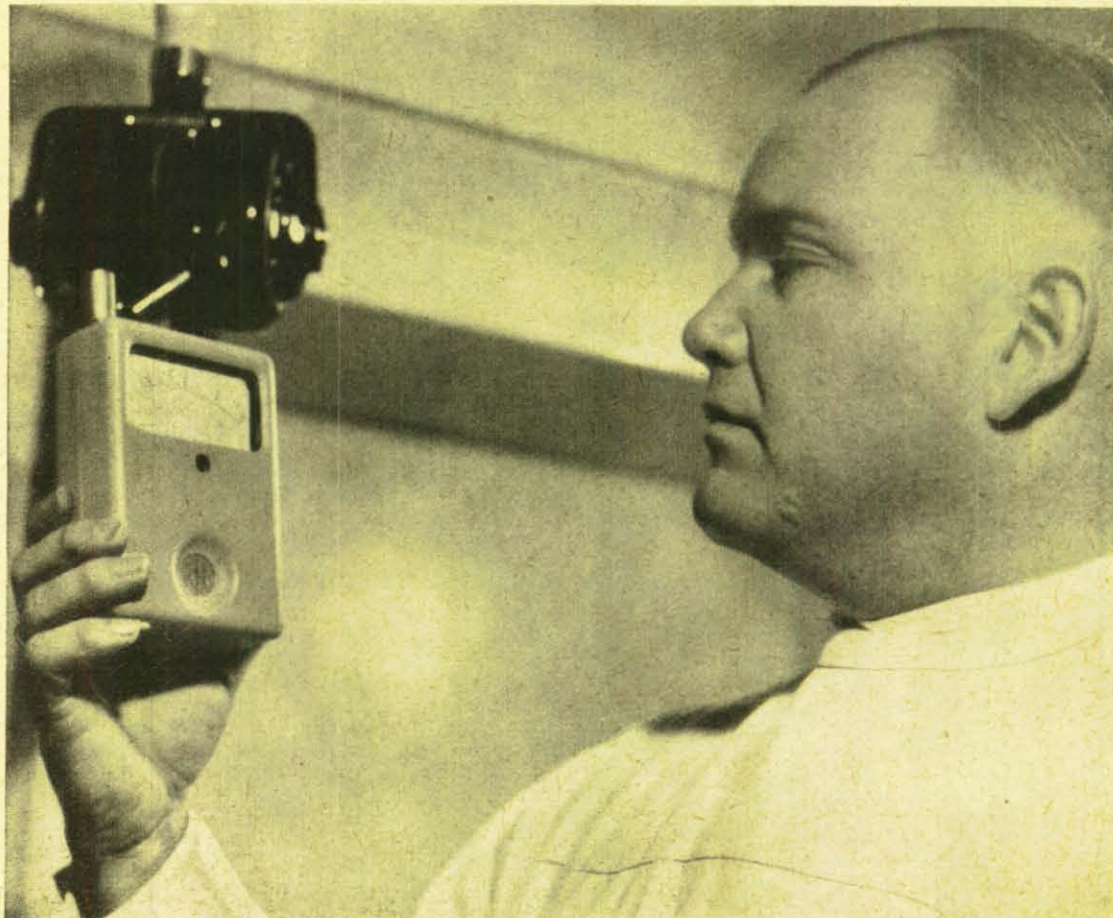
„So verfügen also die Algen über einen natürlichen Schutzmechanismus gegen radioaktive Strahlen. Vielleicht gelingt es eines Tages, diesen geheimnisvollen Naturvorgang zu ergründen und daraus Nutzen auch für die Behandlung strahlenkranker Menschen zu ziehen“, sagt Dr. Schmidt.

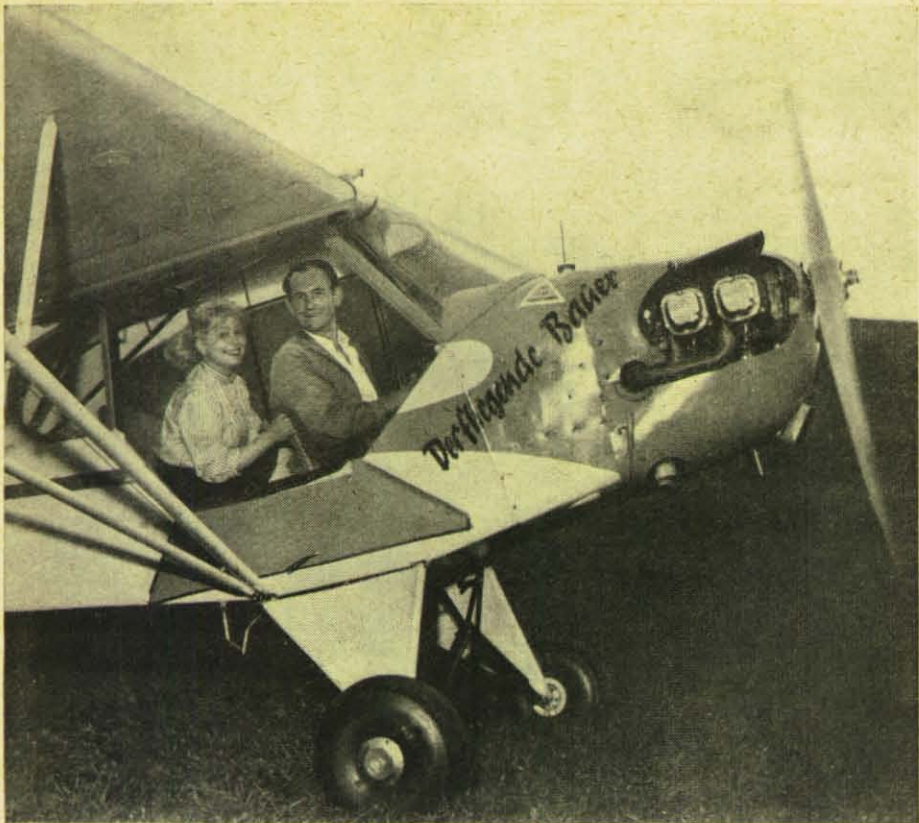
Die Wissenschaft ist nicht untätig geblieben. Zwei Vorgefachte im Kampf gegen die Strahlenkrankheiten „hat sie bereits“ geföhrt. Indes, die „Aufrüstung“ stetig weiter, geht die deutsche Ärzte erfolgversprechend angebahnt haben.

Versuche sind im Gange. Eventuell als vorbeugende Maßnahmen Cystein, Komplexbildner z. T. als Aerosole nach Dr. Bisa und dann Katalase. Einen Fortschritt bedeutet auch schon die Blutwäsche nach Dr. Wehrli. Wichtig ist auch eine richtige Ernährung. Viel Joghurt — Cysteingehalt und Fermente.

Vielleicht wird es eines Tages gelingen, der furchtbaren Strahlenkrankheit Herr zu werden. Aber immer zeigt es sich, daß der Ausbau eines guten Luftschutzes mit guten Bunkern (siehe USA-Manöver), die Schäden, besonders Strahlenschäden, herabsetzen kann. Besser wäre natürlich eine Ächtung der Atomwaffen auf der Londoner Abrüstungskonferenz. Dr. Schmidt hat dieser Konferenz Vorschläge zur Einberufung des Welt-sicherheitsrates gemacht.

Der Geigerzähler gehört in die Hand des „Atomarztes“ Dr. Schmidt. Atomarzt ist zwar keine offizielle neue Facharztbezeichnung. Es ist der Ehrentitel, den der Volksmund dem Landarzt Dr. Siegmund Schmidt gab, dem es gelang, durch Anwendung von Organmitteln den bisher als hoffnungslos geltenden Blutzustand nach Atomschädigung aufzuhalten. Aus Japan und Rußland kommen Nachrichten über Erfolge. Noch allerdings ist die Zeit zu kurz, um Endgültiges sagen zu können. Immerhin ein Lichtblick hat sich gezeigt, in dem Dunkel der Atomangst. — Übrigens dient ihm der Geigerzähler nicht nur zum Messen des Grades der Strahlenschädigung. Er benutzt ihn auch zum Aufsuchen verborgener Eiterherde im Körper. Man führt unschädliche radioaktive Isotope in den Körper ein und verfolgt ihren Weg mit dem Geigerzähler, der dann auch ihre jeweilige „Endstation“ nachweist. Nun kann die Behandlung gut gelenkt werden.





Der fliegende Bauer Georg Schnell flog im Krieg Bomber, Stukas und Nachtjäger. Als er 1948 aus russischer Kriegsgefangenschaft zurückkam, stand für ihn eins fest: Er mußte so bald wie möglich wieder fliegen, denn er ist Flieger aus Leidenschaft. 1951 machte er in der Schweiz den internationalen Pilotenschein. 1955 landete er zum ersten Male auf der heimlichen Scholle, allerdings damals noch ohne eine Genehmigung.

Den gleichen Namen, den ihm die Leute der Umgegend gaben, wählte Georg Schnell auch für seine zweisitzige Piper L4. Er nannte sein Flugzeug „Der fliegende Bauer“. Der 36jährige ist der einzige Landwirt in der Bundesrepublik, der ein eigenes Flugzeug und einen eigenen Flugplatz besitzt. Nach dreijährigem Kampf erhielt er die Zulassung für seinen Flugplatz und bekam kürzlich erst eine Ausnahmegenehmigung für eine Zollabfertigung. Flugzeuge aus München, aus Österreich und der Schweiz fliegen mit Vorliebe Wildberg im Allgäu an. Der erste Flugtag, den Bauer Schnell durchführte, lockte 10 000 Zuschauer in das kleine Dorf, das nur 115 Einwohner zählt. Sie bewunderten die Schauflüge, das ausgezeichnete, reichhaltige Programm und vor allem den Mann, der aus eigener Kraft eine großartige Idee in die Tat umgesetzt hat. Exluftwaffenpilot Schnell hat fast 2 Millionen Flugkilometer hinter sich gebracht. Als er sieben Jahre alt war und in einem Wasserflugzeug saß, wünschte er sich einen eigenen Flugplatz. 30 Jahre später wurde der Jugendtraum erfüllt.



Mit Mutter und Schwester bewirtschaftet der fliegende Bauer tagsüber seinen Hof wie jeder andere Landwirt. Nach Feierabend aber ist er wieder der begeisterte Flieger. In dem kleinen Ort Wildberg in der Nähe des Bodensees steckte er sein Rollfeld ab, baute einen Hangar und setzte Fahnenmasten und einen Windsack. Drei Jahre dauerte es, bis die Behörden den kleinsten Flugplatz der Bundesrepublik endlich genehmigten.



Eine Sensation für jung und alt ist der winzige Flugplatz des Bauern Georg Schnell im Allgäu. Eine Einzäunung ist bei dem geringen Betrieb nicht nötig. Warnschilder genügen.



Flugleitung und auch die Zollabfertigung befinden sich in diesem kleinen Häuschen. Wenn ein Fluggast über die nahe Grenze will, erledigt ein schnell herbeigerufener Zöllner alle unvermeidlichen Formalitäten.

Der fliegende Bauer

Auf dem kleinsten Flugplatz der Bundesrepublik



Wo andere Leute eine Garage haben baute sich Georg Schnell einen Hangar für seine Maschine

Zwei Mann, ein Schwein

Tatsachenbericht
von Werner Kortwich

und die Nacht von Paris

Ich bin ausverkauft! Es hat keinen Zweck, daß Sie noch stehen und warten! Tut mir leid!" Frau Jambier zuckte die Achseln. Ein Augenblick lang betroffen Schweigen — dann eine Männerstimme: „Sagen Sie das bitte noch einmal, aber laut und deutlich!"

Die dicke Frau, die als nächste vor der Ladentür stand, platzte los:

„Schweinerei! Anderthalb Stunden habe ich gewartet! Sie verschieben die Margarine hintenrum, Frau Jambier, und Ihre alten Kunden können verhungern!"

„Richtig!" tönte es von weiter hinten aus der keineswegs auf Vordermann ausgerichteten Menschenlange.

„Den ganzen Laden müßte man kaputtschlagen!"

„Und nachsehen, was sie alles versteckt haben! Die hungern bestimmt nicht!"

„Los! Ich mach mit!"

Fünfundzig oder dreißig Menschen drängten sich wütend und durcheinander schimpfend um Frau Jambier. Die dicke Kolonialwarenhändlerin fuhr erschrocken zurück, benutzte aber trotz des Schrecks geistesgegenwärtig die Gelegenheit, ihre Ladentür zuzumachen und den Schlüssel umzudrehen. Dann lehnte sie sich — während draußen das Geschimpfe weiterging — an den Türrahmen und versuchte, ein paar tief Luft zu holen. Sie hatte die Jahre und die Figur für Kreislaufstörungen und litt häufig an asthmatischen Beschwerden.

So ging es damals, 1942, täglich vor Tausenden von Pariser Lebensmittelgeschäften zu. Der Krieg hatte das Wort „Ersatz" und die Lebensmittelknappheit mitgebracht, und die Pariser — wie alle Franzosen von Geburt und Instinkt gegen alles Behördliche und alle behördlichen Regelungen — wehrten sich auf ihre Art dagegen. Der schwarze Markt gedieh wie Kürbis auf einem abgelagerten Komposthaufen. Es ist anzunehmen, daß jeder dieser enttäuschten Käufer Beziehungen hatte, Schiebergeschäfte machte, tauschte, nicht reich dabei, doch meistens leidlich satt wurde, genau wie wir nach dem Zusammenbruch 1945.

*

Martin — Taxifahrer, bis es kein Benzin mehr gab — kam mit seiner Frau Mariette aus der Metro. Oben lehnte ein Bettler am Geländer und kratzte auf seiner Geige die Marseillaise.

Ein deutscher Offizier ging vorbei, hörte die verbotenen patriotischen Töne, blieb stehen, sah den zerlumpten Bettler an, zuckte die Achseln und ging weiter. Der Bettler grinst ihm nach, ohne sein Gekratze zu unterbrechen.

„Der hat Mut!" sagte Martin anerkennend.

„So viel Mut hättest du bestimmt nicht!" meinte Mariette schnippisch.

Er suchte ein Geldstück aus der Tasche, trat zu dem Zerlumpten und legte es in seinen Hut.

Sie gingen zweimal rechts, einmal links herum in die Seitenstraße, in der Jambiers Kolonialwarengeschäft lag. Die letzten enttäuschten Käufer verzogen sich eben.

Vor dem Kellerfenster blieb Martin stehen. „Hörst du es?" fragte er.

Mariette zuckte die Achseln. „Wen?" „Das Schwein natürlich! Vielleicht schläft es. Oder frißt grade?"

In die französische Hauptstadt während der deutschen Besetzung führt uns dieser spannende Tatsachenbericht, nach dem der gleichnamige NF-Film gedreht wurde. — Zwei Männer, die sich gar nicht kennen, machen als Schwarzhändler gemeinsame Sache. Mit ihnen erleben wir eine abenteuerliche Irrfahrt durch das menschenleere, nächtliche Paris.

„Komm!"
„Ich warte drüben", sagte Mariette.
„Ich kann so was nicht mit ansehen!"

*

Im Keller warteten drei Jambiers — Frau, Mann und der alte Vater.

„Los, Martin!" rief Jambier junior ihm entgegen. „Mach Musik!"

„Wo ist es denn?" fragte Martin, während er nach einem Akkordeon griff.

„Im Korb."

Martin setzte sich auf die Kellertreppe und spielte ein Kinderlied, etwas anderes konnte er nicht. Es kam auch nicht darauf an. Er sollte nur einen möglichst lautstarken Geräuschvorhang produzieren, durch den das entsetzte Quietschen des schwarzgehandelten Schweins nicht nach außen drang. Des armen, noch gar nicht ganz erwachsenen Schweins, das die beiden männlichen Jambiers, Vater und Sohn, jetzt aus dem großen Korb schüttelten, kunstgerecht schlachteten und in kürzester Zeit zerlegten.

„Das hat bestimmt zwei Zentner!" sagte Jambier junior zufrieden.

„Da hab ich wieder schön dran zu schleppen!" meinte Martin mißmutig.

„Mit Létambot!" tröstete Jambier Vater. „Zu zweit braucht ihr euch nicht so anzustrengen."

„Ich werde Létambot Bescheid sagen", sagte Martin. „Wir holen es dann um acht Uhr ab!"

Martin, der Biedere, geistig nicht allzu Regsamer, zufrieden damit, in dieser schweren Zeit als Handlanger von Schwarzschlächtern zu arbeiten, nahm als Sonderprämie ein Päckchen mit frischen Schweinenieren in Empfang und ging in die Kneipe gegenüber, in der er und sein Kollege Létambot Stammgast waren, und in der jetzt Mariette auf ihn wartete. Er hatte keine Ahnung, daß dies der Anfang zu einer Irrfahrt war, von der er erst nach dem Kriege zurückkehren würde.

Der Wirt berichtet ihm, daß Létambot vor wenigen Stunden verhaftet worden ist, weil er idiotischerweise ausgesprochen, ein Polizeispitzel „schwarze" Seife angeboten hatte.

Während Mariette in der Küche die Nieren läßt, und Martin mit dem Wirt Létambots Schicksal erörtert, kommt eilig ein Fremder herein und geht sofort nach hinten in die Toilette. Nach zwei Minuten treten ebenso eilig zwei Polizisten ein und blicken sich suchend um.

„Zeigen Sie mal Ihre Hände!" fordert einer Martin auf. Der andere befiehlt dem einzigen Gast, der außer Martin im Schankraum ist, dasselbe. „Wir suchen einen Mann, der auf dem Güterbahnhof Kohlen gestohlen hat!" erklärt er dabei.

„Und wie soll der hierher kommen?" fragt der Wirt. „Ich habe ihn hineingehen sehen", erklärt der jüngere Polizist.



Zwei Männer, der Kunstmaler Grandgil (Jean Gabin) und der Taxifahrer Martin (Bourvil), werden durch einen Zufall zusammengeführt, der sie eng miteinander verbindet.

Der Ältere wird skeptisch. „Kannst du das beschwören? Vielleicht ist er doch vorbeigelaufen!"

Der Jüngere zuckt, nun selbst unsicher, die Achseln.

„Also — dann —" sagt der Ältere, und sie ziehen ab.

Gleich danach kommt der Fremde von der Toilette zurück und bestellt einen Calvados.

Der Wirt schenkt den Schnaps ein und sagt nebenbei:

„Im Gesicht sind Sie auch noch schwarz!"

Grinsend wischt der Fremde, in den Spiegel hinter der Theke blickend, mit dem Taschentuch sein Gesicht sauber.

Martin hat diesen Mann, den er für etwas einfältig hält, lange beobachtet, bevor er ihn beiseite zieht.

„Kann ich Sie mal eine Minute sprechen?"

„Wenn es sein muß — was gibt es denn?"

„Wir wollen uns erst mal setzen, Felix", ruft er dem erst mal, „zwei Weiße!" Wieder leise fährt er fort: „Ich habe da vielleicht eine Sache für Sie —"

„Lohnt es sich?"

„Dreihundert Franc!"

„Wie lange?"

„Vielleicht zwei Stunden, vielleicht auch bis morgen früh — man muß sehen."

„Die ganze Nacht?!"

„Für dreihundert Franc kann man ja wohl auch mal eine Nacht arbeiten!"

„Schwere Arbeit?"

„Nicht für Sie — Sie haben ja Muskeln!" sagt Martin. „Die Sache hat nur einen ganz kleinen Haken!"

„Hab ich mir schon gedacht — welchen?"

Martin blickt sich verstohlen um und erklärt dann flüsternd: „Wir müssen ein Schwein, das auf vier Koffern verteilt ist, durch Paris kochen."

Als er fertig ist, fragt der Fremde: „Und wie kommen Sie gerade auf mich?"

Martin lacht. „Weil Sie sich vorhin so eilig die Hände waschen mußten!"

„Das begreife ich nicht!"

Martin stößt ihn verschmitzt lächelnd in die Rippen. „Wer Kohlen anfaßt, besudelt sich! Als Sie hinten waren, hat hier vorn die Polizei nach einem Mann mit schmutzigen Händen gesucht, der auf dem Bahnhof Kohlen ge... — sagen wir: transportiert hat."

Der Fremde blickt Martin ein paar Sekunden lang überlegend an, grinst dann breit: „Ach so — jetzt versteh ich! Sie halten mich für einen, der Kohlen..."

„Nicht wahr?! Und wer Kohlen transportiert, kann ja zur Abwechslung mal ein Schwein transportieren! Außerdem ist es sauberer!"

„Gar nicht unlogisch!" sagt der Fremde und grinst immer noch.

Die Wirtin tritt mit zwei Tellern an den Tisch, und Martin erkundigt sich:

„Essen Sie gerne Nieren?"

„Ehe ich mich schlagen lasse!"

Martin teilt ihm eine reichliche Portion zu und fragt:

„Wovon lebst du denn? Nur vom Kohlen verschieben?"

„Eigentlich bin ich Maler", sagt der Fremde kauend und muß ohne Grund lachen.

„Du bist ja sowieso meist arbeitslos! Was ist im Baugewerbe heutzutage schon los?"

Jetzt muß der Fremde so laut lachen, daß er sich verschluckt.

„Was gibts denn da zu lachen?"

wundert sich Martin. „Wie heißt du eigentlich?“

„Grandgil — und du?“

„Martin. Also paß auf — wir müssen die vier Koffer von hier nach der Rue du Temple bringen.“

„Meinetwegen“, knurrt Grandgil mit vollem Munde.

„Und wenn sie uns schnappen — dichthalten!“ warnt Martin.

„Wem sagst du das?“

„Ich glaube, du bist richtig, Grandgil!“ lacht Martin und haut ihm kameradschaftlich auf die Schulter.

*

Ehe Jambier sie in seinen Keller läßt, zieht er Martin in einen Nebenraum. Grandgil muß warten.

„Warum hast du Létambot nicht mitgebracht?“ fragt Jambier Martin leise. „Geschnappt! Mit einem Koffer Seife!“

„Verflucht! Und der Neue? Stubenrein? Hoffentlich hast du keinen Spitzel erwischt!“

„Kein Gedanke!“ wehrt Martin ab. „Wir sind schon zusammen zur Schule gegangen. Er heißt Grandgil.“

Jambier ist nicht ganz beruhigt; er kennt Martins geistige Bescheidenheit. Aber jetzt ist es zu spät, den Neuen abzuschleppen. Er geht mit beiden in den Keller, wo die vier Koffer warten.

Grandgil pfeift bewundernd, als er auf den Regalen Sachen sieht, die man in Paris kaum noch kennt.

„Waren die Nieren gut?“ fragt Jambier.

„Nicht schlecht“, versetzt Grandgil, ehe Martin den Mund aufmachen kann. „Nur ein bißchen zu frisch. Ich esse überhaupt lieber Blatt, mit Weinkraut gekocht — ist das echter Rum?“ Er zeigt auf eine Flaschenreihe.

Martin ärgert sich. „Du — wir sind hier, um zu arbeiten! Wenn der Chef einen ausgeben will, wird er es schon machen!“

„Ich wollte ihn ja bloß daran erinnern!“ sagt Grandgil ungerührt.

„Nehmen Sie sich schon einen“, sagt Jambier ärgerlich, „und reden Sie nicht so laut!“

„Auch einen?“ fragt Grandgil und hält Martin die Flasche hin, nachdem er sich die Kehle tüchtig ausgespült hat.

Martin ärgert sich noch mehr. Hat er diesen frechen Grandgil nicht mitgebracht?! Ist er nicht für ihn verantwortlich?! Und nun benimmt er sich, als ob ihm der ganze Laden gehörte! „Komm — wir wollen gehen!“ sagt Martin und greift nach dem ersten Koffer.

„Ja — es wird Zeit!“ stimmt ihm Jambier bei. „Die Ware kommt diesmal nach der Rue Lepic.“

Martin läßt erstaunt den Koffergriff los. „Rue Lepic — ich denke nach der Rue du Temple?“

„Was ist denn da für ein Unterschied?“ meint Jambier.

„Eine Stunde!“ antwortet Grandgil nebenbei und nimmt noch einen Rum.

„Du hältst die Klappe!“ faucht Martin ihn an. „Das Geschäftliche ist meine Sache!“

„Bitte!“ versetzt Grandgil gleichgültig.

„Also, Jambier“, erklärt Martin. „Rue Lepic! Wenn es nach dem Montmartre geht, können wir's aber nicht für den alten Preis machen!“

„Na gut — fünfzig Francs mehr meiner Meinung! Aber ziehen Sie nun endlich ab!“ Es liegt ihm daran, den unheimlichen Grandgil loszuwerden.

Aber gerade vor Grandgil will Martin den Tüchtigen spielen. „Oho!“ sagt er. „Ich bettle nicht um Almosen. Nach dem Montmartre kostet es sechshundert pro Nase!“

„Das hätte ich Ihnen nicht zugetraut, Martin!“ versetzt Jambier gekränkt. „Meine Notlage ausnutzen!“

„Wer nutzt wen aus?! Schleppen Sie mal das schwere Zeug durch ganz Paris! Wo Sie dauernd Angst haben müssen, Polizisten und deutschen Soldaten in die Arme zu laufen! Nach der Rue Lepic sind es sechs Kilometer!“

„Acht!“ wirft Grandgil ein und schneidet sich von einem riesigen Schweizer Käse ein großes Stück ab. „Also gut!“ sagt Jambier. „Vierhundert!“

„Dafür kriegen Sie nicht mal Strolche — geschweige denn ehrliche Leute!“

„Also schön!“ seufzt Jambier. „Vierhundertfünfzig — neunhundert für euch beide zusammen!“

„Sagen Sie mal, Chef“, meint Grandgil sanft, „Sie haben hier doch Nummer 33?“

„Weshalb?“

„Oh — ich sammle zufällig Hausnummern. Also: Jambier, Rue Poliveau 33!“

„Nun laß den Unsinn! Gut — wir gehen für neunhundert!“ sagt Martin hastig, dem das Gespräch unheimlich wird.

„Liebwerter Herr Jambier!“ fährt Grandgil seelenruhig fort. „Rue Poliveau, Nummer 33. Für mich bitte ein-tausend Francs!“

„Ruhig!“ ruft Martin verzweifelt. „Tun Sie so, als ob er nicht hier ist! Wir bleiben bei neunhundert, und ich verrechne mit ihm.“

„Donnerwetter!“ sagt Grandgil. Er hat ein paar Karton beiseite geschoben und sieht dahinter einen Stapel Butter.

Jambier kann seine Wut nur mit Mühe beherrschen. „Hören Sie, Martin: ich zahle Ihnen beiden tausend Franc. Aber Sie verschwinden auf der Stelle mit dem Kerl, mit dem Sie schon zur Schule gegangen sind!“

Martin will beruhigen. „Nehmen Sie das doch nicht ernst, Herr Jambier! Der hat doch nicht alle Tassen im Schrank!“

„Ich fürchte, mehr als Sie!“

„Komm, Grandgil!“ fordert Martin auf und bückt sich nach den Koffern. Grandgil rührt sich nicht, sondern sagt nachdrücklich: „Herr Jambier, Rue Poliveau 33! Jetzt kostet es zweitausend Francs!“

Jambier sieht aus, als ob er sich auf den Erpresser stürzen will. Grandgil hat ein Messer genommen und fängt an, sich von einem Schinken ein großes Stück herunterzuschneiden. Jambier holt tief Luft und stöhnt:

„Hier — zweitausend! Und nun raus, Sie — Gangster!“

„Das hätten Sie nicht sagen sollen!“ meint Grandgil kauend. „Jetzt kostet es dreitausend!“

„Bist du verrückt geworden!“ schreit Martin.

„Nicht einen Centime mehr!“ sagt Jambier entschlossen.

Grandgil sticht mit dem Messer in einen Sack, aus dem Kaffee rieselt, und sagt wie abwesend, immer lauter werdend, vor sich hin: „Jambier, Rue Poliveau 33 — Jambier, Rue Poliveau 33 — Jambier, Rue Poliveau 33 — — —“

„Hier haben Sie dreitausend Francs!“ schreit Jambier. „Und jetzt raus! Ich will nichts mehr mit Ihnen zu tun haben!“

„Und die Koffer!“ fragt Grandgil erstaunt.

„Gehen Sie gar nichts an! Raus!“

„Ich werde doch meinen Freund Martin die schweren Koffer nicht allein schleppen lassen!“ sagt Grandgil.

Jambier steht dicht vor seinem ersten Schlaganfall. Dabei ist Grandgil noch lange nicht zu Ende. Er spricht immer lauter. Er stellt scheinbar unschuldige Fragen, die Jambier zeigen sollen, daß er ganz und gar in Grandgils Hand ist. Und zuletzt atmet er, Jambier, auf, als die beiden mit den Koffern und fünftausend Francs verschwunden sind.

*

Sie zogen durch die tiefdunklen Straßen des nächtlichen Paris. Dicke Wolken ließen den Dreiviertel-Mond nur dann und wann ein bißchen leuchten. Nach wenigen Minuten fingen die Koffer an, schwer nach unten zu ziehen. Es ist keine Kleinigkeit, an jedem Arm einen halben Zentner hängen zu haben.

Martin hatte überdies große Sorgen. Wenn dieser Grandgil kein Spitzel war, so war er doch mindestens ein Erpresser. Wie hatte er den armen Jambier aufs Kreuz gelegt und fünftausend Francs aus ihm herausgeholt! Und er, Martin, hatte Grandgil an Jambier empfohlen und sich gewissermaßen für ihn verbürgt. Er würde ja den Jambiers nicht wieder gerade in die Augen sehen können!

Außerdem wurde ihm Grandgil mit seinem unverständlichen Gerede immer unheimlicher. Wenn er bloß dar-



In einem Kellergewölbe wurde ein Schwein schwarzgeschlachtet und zerlegt. Grandgil und Martin sollen das Fleisch in vier Koffern durch das nächtliche Paris tragen.

an dachte, was dieser Kerl noch alles anstellen konnte!

Grandgil unterbrach dieses Grübeln, indem er auflachend sagte: „Na — Martin! Habe ich mich nicht ganz gut verkauft?! Fünftausend Francs — der alte Jambier wird diese Nacht ebenso wenig schlafen können wie wir. Zuletzt sah er aus wie ein angestochener Luftballon — ich habe es ordentlich zischen hören!“

„Über deine Art läßt sich streiten“, knurrte Martin.

„Wieso? Jeder versucht so viel herauszuholen, wie er kann.“

„Ja — wenn du allein zu Jambier gekommen wärest, hätte ich's dir nicht übelnehmen können. Aber so hab' ich dich zu ihm gebracht, und ich bin immer für Ehrlichkeit gewesen!“

„Wofür?“ fragte Grandgil scheinheilig.

„Für Ehrlichkeit! Kennst du nicht, wie? Noch nie gehört!“

Grandgil setzte seine Koffer ab und erklärte: „Mal Luft holen! Zigarette?“

„Nein — nicht bei der Arbeit!“

„Eingeschnappt?“ fragte Grandgil.

„Sei kein Frosch, Martin! Wie geht es von hier weiter?“

„Da vorn ist der Gare d' Austerlitz. Von dort gehen wir den Quai Saint Bernard links runter, am Botanischen Garten vorbei bis zum Markt.“

„Richtig!“ stimmte Grandgil zu. „Dann schneiden wir ein ganzes Stück ab und gehen quer durch, über den Marais.“

„Ja, wollen wir nicht endlich wieder weiter? Oder willst du die ganze Nacht hier stehenbleiben?“

Sie bückten sich nach den Koffern und fingen wieder an zu schleppen.

Entsetzliches Heulen ließ Martin zusammenfahren. Er blieb stehen und stotterte: „Wa — wa — wa — was ist das?“

Grandgil lachte. „Wölfe!“

„Du bist verrückt! Seit wann gibt es in Paris Wölfe?“

„Immer schon, nämlich hier im Botanischen Garten Sie wittern das Fleisch.“

„Dann komm schnell weiter! Die brüllen ja die ganze Gegend zusammen!“

Als sie hinter dem Botanischen Garten wieder in das dunkle Häusergewirr einbogen, stieß Martin mit dem Schienbein gegen eine Bank, daß er aufstöhnend die Koffer fallen ließ.

„Was hast du denn?“ fragte Grandgil.

„Mein Bein — gestoßen! Ich habe mir einen richtigen Mistberuf ausgesucht!“

„Warum machst du es dann?“ fragte Grandgil, der sich neben ihn gesetzt hatte. „Ein Kerl wie du findet doch überall was Besseres.“

„Kannst du mir was Besseres besorgen?“

„Du brauchst es ja bloß auf eigene Rechnung zu machen!“

„Wunderbar!“ höhnte Martin. „Auf eigene Rechnung! Und woher nehme ich das Geld dazu? Kannst du es mir vielleicht vorschleichen?“

„Das Geld? Das steckt ja hier in den Koffern!“

„Du bist verrückt!“

„Was kostet denn jetzt das Kilo Fleisch auf dem schwarzen Markt?“

„Hör auf!“ sagte Martin. „Ich bleibe ehrlich!“

„Sicher mindestens hundertfünfzig Francs“, überlegte Grandgil weiter. „Die hundert Kilo, die wir hier rum-schleppen, würden also fünfzehn hübsche Tausendfrancs-Scheinchen bringen. Ist das Betriebskapital oder nicht?“

„Laß mich zufrieden mit deiner Schweinerei!“

„Schweinerei ist das richtige Wort!“ lachte Grandgil ungerührt. „Du hast doch sicher irgendwo Beziehungen.“

„Keine!“ sagte Martin entschieden.

„Dann mußt du dir welche schaffen!“

„Du hältst dich wohl für mächtig schlau!“

„Nicht gerade für dumm wenigstens. Und um heutzutage Schweinefleisch zu verkaufen, braucht man ja nicht besonders schlau zu sein.“

„Wollen wir weiter?“ forderte Martin auf. „Mit dir kann man ja doch kein vernünftiges Wort reden!“

„Das hat schon mein Lehrer immer gesagt“, meinte Grandgil. Da gerade der Mond ein kleines Loch zwischen den Wolken gefunden hatte, konnte Martin sehen, daß Grandgil grinste.

Sie nahmen ihre Last wieder auf und gingen. Schon an der nächsten Ecke zischte Grandgil leise: „Psssst!“ und blieb stehen.

Als sie still standen, hörte auch Martin deutlich Schritte näherkommen. „Die Blauen!“ flüsterte er.

„Los! Nach der anderen Seite!“ befahl Grandgil leise. Sie huschten, so gut man mit einem halben Zentner in jeder Hand eben huschen kann, über den Damm und nach rechts in die Seitenstraße hinein. Dann fiel einer von Martins Koffern auf das Pflaster, und nur mit Mühe konnte er einen lauten Fluch unterdrücken.

„Was ist los?“ flüsterte Grandgil, es war mittlerweile wieder stockdunkel geworden.

„Der Koffergriff ist abgerissen“, versetzte Martin leise.

Sie lauschten. Die Schritte schienen ihnen zu folgen.

„Schnell — drüben ist ein Café!“

Martin nahm den Koffer unter den Arm, sie liefen über den Damm und in das Café, das glücklicherweise noch offen war.

Wirt und Wirtin hinter dem Büfett des kleinen Cafés und drei Gäste an einem Tisch sahen ihnen unfreundlich und feindselig entgegen.

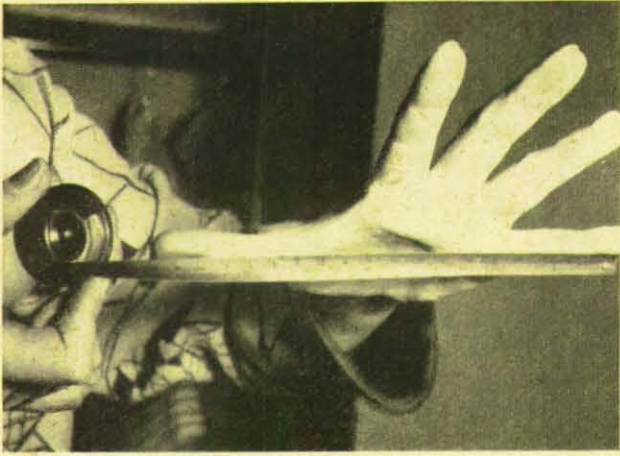
„Zwei Glühwein!“ bestellte Grandgil und steuerte einen Tisch in der Ecke an.

„Wir haben Schluß!“ sagte der Wirt.

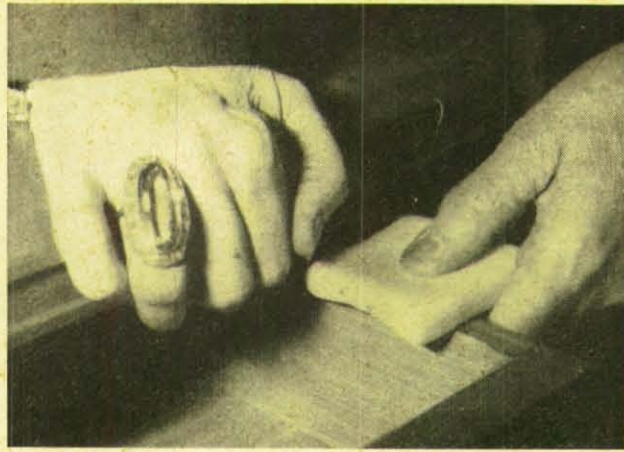
„Sieht nicht danach aus!“ widersprach Grandgil mit einem Blick zu den anderen Gästen. „Außerdem gehen wir gleich wieder.“

„Müssen Sie mir schon überlassen, wann Schluß ist!“ knurrte der Wirt.

(Fortsetzung folgt)



Nicht jede Hausfrau schleppt ständig einen Zollstock mit sich herum. Dennoch sollte jede jederzeit „maßnehmen“ können, wenn sich das so ergibt. Dazu ist nötig, die Spannweite der eigenen Hand ein für allemal zu kennen. Diese Dame hat 20 cm. Fünfmal muß sie daher greifen, um einen Meter abzumessen.

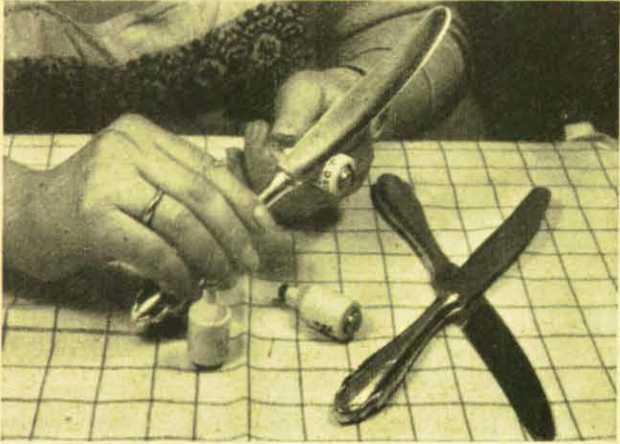


Schubladen, besonders die großen, sind manchmal schwer zu öffnen. Nur schwer lassen sie sich aufziehen und wieder zuschieben. Passen sie doch einfach zu gut. Wenn man aber ihre Kanten oben und unten leicht mit Kernseife bestreicht, ist der Ärger bald aus der Welt. Es geht dann wirklich wieder wie „geschmiert“.



Ein Kaffeesieb, das gleichzeitig als Schnellfilter benutzt werden kann, ist einfach ideal! Das spitz auslaufende Sieb ist so feinmaschig, daß garantiert nicht das winzigste Kaffeepulverkrümchen hindurchdringen kann. Zum Preise von DM 1,50 ist das praktische Gerät jetzt in den Geschäften zu haben.

Praktisch ist Trumpf!



Noch lange nicht ausgedient haben diese elektrischen Sicherungen, wenn sie aus dem Feuer gebrannt sind. Eine kluge Hausfrau findet für sie noch immer einen Verwendungszweck. Zum Messerschärfen scheinen ihr diese handlichen Dinge gerade richtig. Wie sie das macht, ist auf unserem Foto zu sehen.



Wußten Sie schon, daß sich sterile Watta vorzüglich als Milchfilter eignet? Wenn Ihnen die Milch nicht ganz sauber scheint, brauchen Sie vor dem Sieden nur etwas sterile Watta in ein Sieb zu legen und dann die Milch durch dieses Filter zu gießen. Alle Unreinheiten werden auf diese Weise ausgeschieden.

GABY, DAS ATOMMÄDCHEN

Eine Bildgeschichte von Eres

17. Fortsetzung



„Äffchens“ werden sie nicht irroh! Beide gehen gleich k. o.



Richt'ger Affe, Jonathan, Nimmt der Sache nun sich an.



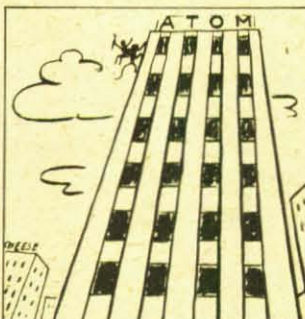
Packt das Mädchen voller Liebe, Steckt den Schirm in das Getriebe:



Auto per Atom, erfunden! Gaby sind die Händ' gebunden.



Jonathan, zu Gabys Glück, will in seinen Stall zurück.



Klettert, da die Tür verschlossen, außen aufwärts, unverdrossen.



Innen will er dann hinab, da rutscht Gaby und stürzt ab.



Fällt vorbei an tausend Türen, die wohl zum Geheimnis führen.

WAHRE GESCHICHTEN

Lange Leitung

„Weißt du einen neuen Witz?“
„Kennst du die Geschichte, wo ein Mann aufgeregt aus einem Hause zum nächsten Schutzmann stürzt, dieser solle schnellstens mit ihm heraufkommen, seine Frau wolle sich aus dem vierten Stock auf Pflaster stürzen und dem Wachtmeister auf dessen Frage, warum er denn um Gottes willen seine Frau nicht zurückhalte, verzweifelt erklärt: ‚Zurückhalten? Wir können das Fenster nicht aufkriegen!‘“ — „Nein, den Witz kenn' ich nicht; erzähl mal!“

Rückversicherung

Zu Wing Wang Chu, dem berühmten Rechtsgelehrten und Stralverteidiger, kam Ping Pong Pu, der Teppichhändler: „Was kostet es, Eure Herrlichkeit, wenn Ihr einen Mörder vor Gericht vertheidigt?“ „Dafür zahlt man 1000 Yen.“ „Und wenn der Mörder nur bis zu 5 Jahren Gefängnis erhalten will?“ „Dann nehme ich 5000 Yen.“ „Wenn aber der Täter freigesprochen werden will?“ „Dann muß er 10 000 Yen zahlen.“ Ping Pong Pu erhob sich, machte eine tiefe Verbeugung und verließ den rechtsgelehrten Mandarin, ohne ein weiteres Wort zu sprechen.

Am anderen Tage erschien er wieder, verbeugte sich tief und zählte vor den berühmten Rechtsgelehrten 10 000 Yen auf den Teppich: „Eure Herrlichkeit, hier ist das Geld, ich habe soeben meinen Konkurrenten, diese Mißgeburt, zu seinen Ahnen befördert.“

Gerettet!

Friedrich der Große besuchte einmal das ehemalige Herzogtum Cleve, das schon seit längerer Zeit zu Preußen gehörte. Er äußerte die Absicht, das Geld für die Seelenmessen, die immer noch für die Herzöge von Cleve gelesen würden, anderweitig zu benutzen. „Wann werden denn meine Vettern losgebettet sein?“ fragte er den Guardian. „Sobald ich zuverlässige Nachrichten habe“, erwiderte dieser, „werde ich alleruntertänigst nicht verfehlen, Euer Majestät eine Stafette zu schicken.“ Friedrich ging lächelnd weiter, die Messen waren gerettet.

Aus der guten alten Zeit

Ein älteres, sehr frommes Fräulein aus Münster beauftragte einen biederen Malermeister, über ihrem Bett die Inschrift „Cum deo“ in sinniger Weise an die Wand zu malen. Wie staunte die Brave, als sie am anderen Tage die von Vergißmeinnicht umrankten Worte las: „Kumm Theo“.

In Nr. 19 lesen Sie u. a.:

Testpiloten
in der Folter

Unternehmen
Büroklammer

V-2-Konstrukteur in Amerika

Duisburg
baut Stahlschläuche
gegen A-Bomben

Der Chef hat recht

- aber nicht immer...

Ein Lehrling gehört ins Geschäft! Das ist Meister Bachs Meinung. Sie ist richtig und entspricht zudem den Arbeitsschutzbestimmungen. Zum Kinderhüten, wie es hier die Meisterrin will, ist das Lehrlingmädchen nicht da. Meist können diese grundsätzlichen Fragen schon in den ersten drei Monaten geklärt werden. In dieser gesetzlich vorgeschriebenen Probezeit darf der Lehrling vom Vertrag zurücktreten. ▶



Etwas ängstlich blickt Lieselotte auf ihre Füße. Werde ich das aushalten, fragt sie sich. Den ganzen Tag auf den Beinen? Gewiß, immer schon hat sie Verkäuferin werden wollen. Aber nun, da es soweit ist, kommen ihr doch Bedenken. Was wird der Chef sagen, wenn sie sich mal für einen Augenblick setzen möchte? Und auch sonst...? Dem jungen Mädchen ist gar nicht gut zumute. Zuwenig weiß Lieselotte ja davon, was sie erwartet.

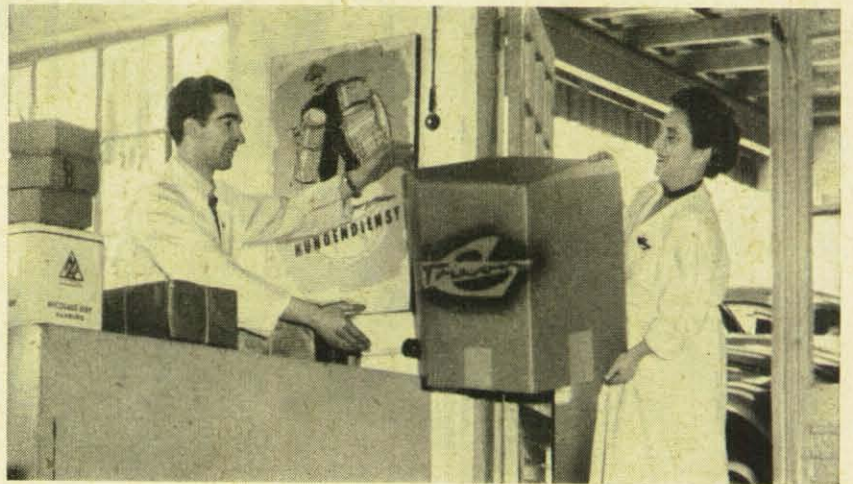
Lieselotte hätte sich nicht zu beunruhigen brauchen. Das erfährt sie schon in den ersten Tagen ihrer Tätigkeit im Lehrbetrieb. Niemand kommt dort auf den Gedanken, ihr einen Verweis zu erteilen, wenn sie sich hie und da einmal etwas hinsetzt, weil die Füße sie nicht mehr tragen wollen. Der Chef schon gar nicht. Im Gegenteil! Er sorgt sogar noch dafür, daß seinen Verkäuferinnen und Lehrlingen genügend Sitzgelegenheiten zur Verfügung stehen. Wenn Betrieb und Kundschaft das zulassen, sollen seine Angestellten sich setzen können. Als Geschäftsmann hat er seine Erfahrungen. Und die lehren: Ausgeruhte Verkäuferinnen haben mehr Erfolg bei der Kundschaft. Das ist ausschlaggebend. Außerdem kennt er die Arbeitsschutzbestimmungen. Sie schreiben vor, daß in „Verkaufsstellen eine nach der Zahl der beschäftigten Personen ausreichende Sitzgelegenheit vorhanden sein muß, die so eingerichtet sein soll, daß sie auch während kürzerer Arbeitsunterbrechung benutzt werden kann!“ Danach richtet er sich. Wohl stöhnt er gelegentlich über die ständig wachsende Zahl der Verordnungen, die das Arbeitsleben beherrschen, zumal wenn es dabei um Frauen geht. Aber im Grunde erkennt er sie doch an. Auch schon deswegen, weil er selbst Töchter hat, die berufstätig sind.

Bei der Beschäftigung von Frauen ist nun einmal „die Rücksicht zu nehmen“ — so heißt es im Gesetz — „die durch ihr Geschlecht und ihre Aufgaben als Frau und Mutter geboten ist“. Frauen dürfen daher weder in Steinbrüchen arbeiten noch Bagger führen. Eine Schaffnerin muß mindestens zehn Stunden Ruhe zwischen der einen und der anderen Schicht einschalten. Ihre Kollegin im Gaststättengewerbe ebenfalls. Und in allen Berufen soll es spätestens nach viereinhalb Stunden Arbeitszeit eine Ruhepause geben.

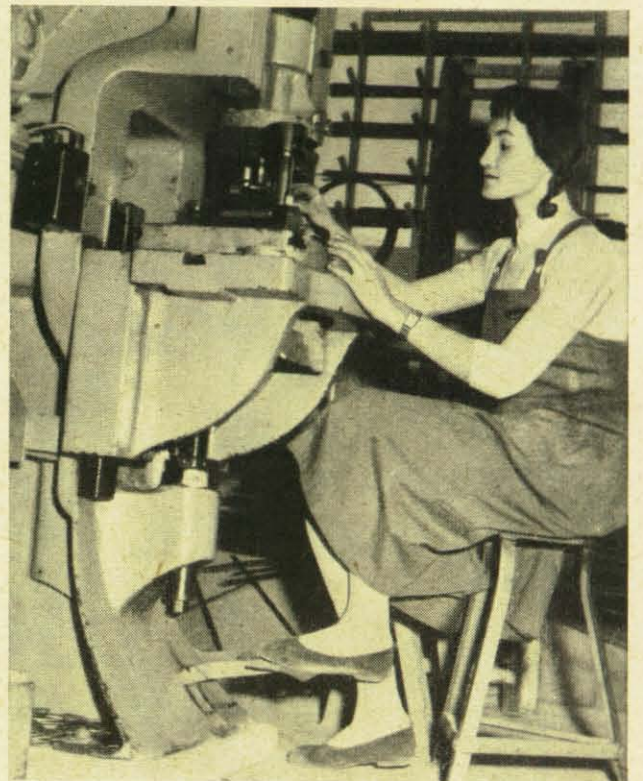


◀ **Sechs Wochen alt** wird Baby heute. Damit ist Muttis gesetzlicher Urlaub vorbei. Während dieser Zeit war Multi das Arbeiten direkt verboten. In den sechs Wochen vor Babys Geburt stand ihr ebenfalls Urlaub zu. Aber da konnte sie arbeiten, wenn sie wollte.

▶ **Zum Lastenheben** — ausschließlich — dürfen Frauen nicht herangezogen werden. Auch Transportarbeiten sind nichts für sie. Wenn einmal innerhalb der sonstigen Arbeit Lasten getragen werden müssen, so sollten diese 15 kg nicht überschreiten.



▶ **Was sitzen Sie hier herum?** Nicht einmal der Chef darf das sagen. Im Gegenteil: er ist dafür verantwortlich, daß auch hinter der Theke genügend Sitzgelegenheiten für die Verkäuferinnen zur Verfügung stehen. Wer gerade nicht bedient, kann sich daher setzen, auch wenn die Arbeitsunterbrechung nur ganz kurz ist.



▶ **Sitzen ist Vorschrift**, wenn Frauen an einer Maschine mit Fuß-einrückung arbeiten. Andernfalls dürfen sie daran nicht beschäftigt werden. In der Konservenindustrie und in den Schuhfabriken gibt es viele solcher Maschinen. Sie sollten von Frauen nur bedient werden, wenn damit keine Überbelastung verbunden ist.

Die Sahara ist eines der großen, unausgebeuteten Rohstoffreservoirs der Welt. Geologen fanden dort Kohle und Pottasche, Mangan und Erze mit 50% Eisengehalt, man stellte Zinn fest und — Öl!

Und schon sind große internationale Konzerne bei der französischen Regierung wegen Konzessionen vorstellig geworden. Es wurden Frankreich gewaltige Gewinne in Aussicht gestellt, die eine Sanierung des fast hoffnungslos darniederliegenden Staatshaushalts ermöglichen würden.

Doch der Quai d'Orsay winkte ab. Die Franzosen wollen die Reichtümer der Sahara selbst abbauen oder — soweit sie das nicht können — dem Gemeinsamen Markt zuschlagen und mit ihren europäischen Freunden und mit gemeinsamen Investitionen erschließen.

Max Lejeune, der neue Saharaminister, erklärte kürzlich, daß Frankreich bereits in drei Jahren seinen gesamten Rohölbedarf, der dann etwa 35 Millionen Tonnen jährlich betragen wird, aus der Sahara decken könne. Man schätzt, daß allein im Bezirk von Hassi-Messaoud eine Milliarde Tonnen Öl unter der Erde liegt. Die Anlage eines Pipelinenetzes für 35 Millionen Tonnen ist keine leichte zu bewältigende Aufgabe. Keine der großen Pipelines in Arabien würde sich mit ihr messen können.

Noch liegt sie einsam da, die Sahara, fast menschenleer, wie seit Jahrhunderten. Aber: wo heute Kamelkarawanen über sandige Pisten trotten, kreischen vielleicht morgen schon die Bohrer und fressen sich durch den gelben Sand oder das rote Gestein des Hoggar. Die Schatten der Bohrtürme fallen. Schafe, Kamele und Ziegen weiden dann in der Nachbarschaft der modernen Technik...

Viele Menschen denken, die Sahara sei ein unendliches Gebiet mit rotgelben Sanddünen, da und dort einer einsamen Dattelpalme oder einer winzigen Oase. In Wirklichkeit besteht diese größte Wüste der Erde nur zu einem Siebentel aus Sandgebieten, und die Palmen und Oasen sind sehr selten. Dafür gibt es aber über Hunderte von Kilometern graue, moränenähnliche Geröllfelder oder tiefschwarze Felsplateaus, wie zum Beispiel das Tademait. Es gibt auch kreisrunde Kratergebirge, die wie Mondlandschaften aussehen, auf einer Strecke so groß wie von Genf bis Zürich die abgrundtiefen Schluchten des Arrak, und weite Gebiete mit giftiggrün schillerndem Salpeter.

Im Herzen der Sahara liegt der Hoggar, ein phantastisches und zauberhaftes Gebirgsland, etwa neunmal so groß wie die Schweiz. Hier ist die Heimat der Tuaregs, eines der merkwürdigsten Nomadenvölker Afrikas. Noch vor 60 Jahren waren sie in Europa unbekannt. Man wußte nur, daß sich die Bewohner der Wüste außerordentlich vor einem geheimnisvollen Kriegervolke fürchteten, das plötzlich auftauchte, Oasen und Karawanen überfiel und beraubte und spurlos verschwand.

Es entstand die Legende von einem Königreich in der Wüste, das niemand je gesehen oder betreten hatte. Auch seine Krieger hatte noch nie jemand von Angesicht zu Angesicht sehen können. Sie waren bis zu den Augen in blaue Schleier gehüllt und fochten mit Schwert, Lanze und Schild. „Sie kommen aus dem Bled el Kouf“, sagten die Wüstenbewohner. Heute bezweifelt niemand mehr, daß dieses „Land der Furcht“ das Hoggargebirge war.

Man weiß heute auch ein wenig mehr über das Gebirge im Herzen der Wüste. In einem riesigen Kreis ordnen sich mächtige Gebirgszüge von durch-



Ein Wüstendrama: Kamele sind genügsam. In der Trockenzeit können sie es bei schwerer Arbeit fünf Tage ohne Wasser aushalten, im Winter bis zu 25 Tagen. Das ist eine in der Sahara fast unschätzbare Eigenschaft. Es gibt hochgezüchtete Dromedare, die fast so teuer sind wie ein kleines Auto. Unermüdlich schleppen sie ihre Last oder ihre Reiter, ohne jedes Zeichen der Ermattung. Aber plötzlich können sie nicht mehr. Sie brechen einfach zusammen und verenden. Die Karawane aber zieht ungerührt weiter...

DAS ROTE HERZ DER

schnittlich 500 bis 800 Metern Höhe um eine Senke. In der Mitte erhebt sich das Kerngebirge, der bis zu 3000 Metern ansteigende Atakor. Auch hier gibt es nicht viel Wasser, aber doch mehr als in der umliegenden Wüste. Deshalb mußten die von Norden nach Süden ziehenden Karawanen unweigerlich durch dieses Gebiet. Und das in den roten Bergen heimische Volk hütete die Pässe und vor allem das Wasser. Allerdings ging es dabei nicht sehr friedlich zu, denn die Tuaregs waren arge Räuber und erhoben von den Reisenden hohe Zölle...

Nach dem ersten Weltkrieg unternahm es dann die Franzosen, den Hoggar zu „befrieden“. Eine schwere, viel Zeit in Anspruch nehmende Aufgabe! Das zerrissene Gebirgsland gewährte den Tuaregs großartigen Schutz. Aber schließlich mußten sie doch in dem ungleichen Kampf (Schwert und Lanze gegen Artillerie) unterliegen.

Die stolzen Krieger verabscheuen die Arbeit. Das Volk gliedert sich in verschiedene Stämme, die alle unter der Herrschaft ihrer Adelsklasse stehen. Eine Hierarchie mit Fürsten, Adligen und Vasallen, wie sie im europäischen Mittelalter üblich war. Daneben werden noch Leibeigene in milder Sklaverei gehalten. Sie bebauen den Boden und müssen einen vorgeschriebenen Teil des Ertrages an ihre Herren abliefern. Meist handelt es sich hier um Negermischlinge. Die Tuaregs selbst gehören der weißen Berberasse an. Sie pflegen heute noch alle ausgesprochen adeligen Künste: Sie fechten, treiben Kriegsspiele, veranstalten Kamelrennen und pflegen vor allem Dichtkunst und Gesang. Kein junger Mann wird ein Mädchen erobern können, in deren seine Liebe nicht überzeugend, in Liedern, die in Inhalt und Versmaß einer tausendjährigen Tradition unterworfen sind.



Geteilt in Adelige und Versallen ist das „Volk des Schleiers“, wie die Tuaregs sich selber nennen. Kamelgestützte dürfen nur die Vornehmen halten. Die einfachen Leute leben in der Hauptsache von Schaf- und Ziegenzucht. Zahlreiche Leibeigene, meist Negermischlinge, bebauen den Boden und liefern ihren Herren einen vorgeschriebenen Anteil ab. Unser Foto zeigt einen Angehörigen der Vasallenschicht.

Geächtete Wüstenräuber waren die Tuaregs noch vor wenigen Jahrzehnten. Heute sind sie die sichersten Karawanenführer durch das mächtige Bergreich im Herzen der Sahara. Sie sind mit einem unbeachtlichen Orientierungssinn begabt: Sie allein kennen „Weg und Steg“ im Hoggar. Man sagt von ihnen: einen Hügel, einen Markierungspunkt, den sie einmal gesehen haben, vergessen sie nie wieder.





Über die großen Durststrecken, die Geröllfelder der Hammada, nähert man sich dem Hoggar. Wie vor Jahrhunderten errichten die Nomaden hier auf ihren Wanderzügen kleine Schutzmauern aus Steinblöcken, hinter denen sie sich in den kalten Nächten bergen. Das rötlich schimmernde Hoggargebirge ist eine baum- und wasserlose Wildnis mitten in der Zentralsahara. Die wildzerklüftete Bergwelt mit Gipfeln bis zu 3000 Meter ist überall vulkanischen Ursprungs.



Die Männer der Tuaregs tragen Gesichtsschleier, meist von dunkelblauer oder weißer Farbe. Ihre Gewänder sind weit, ebenfalls dunkelblau und werden von einem einfachen Gurt zusammengehalten. In den Falten der Tobe (Mantel) ist ein scharfes Kurzschwert verborgen.

SAHARA

**DER ZB-REPORTER
BESUCHTE DIE TUAREGS**





Wie ein moderner Triumphbogen mutet dieser überdimensionale Autoreifen an, der sich über eine italienische Straße spannt. Eine Firma wirbt auf diese Weise für ihre Reifen. Das monumentale Gebilde ist aber keineswegs aus Gummi, auch nicht aus Stahl oder Eisen und nicht einmal plastisch. Es ist nur eine sehr geschickt bemalte Holzwand. Diese Reklame ist gewiß eindrucksvoll, aber ist sie schön? Möchten Sie sie an unseren Autobahnen sehen?

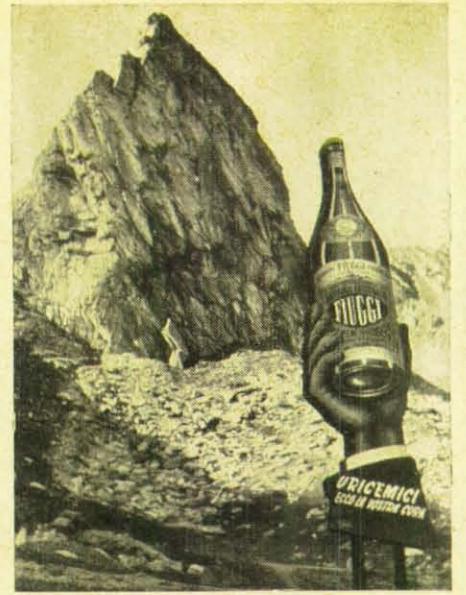


Reklame für Rundfunk und Fernsehen in großer Aufmachung sind keine Seltenheit in den italienischen Autostraßen. Auch die Rundfunk- und Fernsehindustrie hat es nötig, sich am Wettstreit zu beteiligen. Die Werbefachleute kennen dabei keine Grenzen und nehmen auf landschaftliche Schönheiten oder auf die schon genug strapazierten Nerven der Autofahrer nicht die geringste Rücksicht. Wenn die Reklame nur besonders auffällig ist!



Größer als ein normales Haus ist dieses Plakat, das für einen Wintersportplatz wirbt. Braungebrannt ist das Mädchen unter herrlicher Höhensonne in einer wundervollen, blendweißen Schneelandschaft. Es ist sogar so warm, daß sie sich die Jacke ausziehen muß! Ob nun ein solches Plakat wirklich die erhoffte Wirkung auf die Touristen haben wird? Ob sie nicht enttäuscht sind, wenn sie hinkommen? Auf viele wirkt das Plakat abschreckend.

Jeder, der schon einmal in Italien war, kennt die überdimensionalen Reklameschilder an den italienischen Autostraßen. Gewiß, im ersten Augenblick freut man sich darüber, denn man weiß: Jetzt ist man wieder im sonnigen Italien. Und derjenige, der zum erstenmal hinkommt, wird die Mammutschilder mit Neugier bestaunen und zu entziffern versuchen. Mehr aber auch nicht! Denn wer fährt schließlich in die Dolomiten oder nach Sizilien, um zu erfahren, welche Uhr angeblich die beste der Welt ist oder in welchem Strumpf man sich besonders wohl fühlen soll! Allerdings müssen wir den Italienern ihr Temperament und ihre Uberschwenglichkeit zugute halten, die auch hier zum Ausdruck kommen.



Besonders störend wirkt diese überlebensgroße Hand inmitten der grandiosen Bergwelt der Dolomiten. Viele Autofahrer werden wahrscheinlich niemals das Mineralwasser kennen lernen.

Reklame an südlichen Straßen

Ein abschreckendes Beispiel

Unweit von Cortina wurde erst kürzlich ein riesiges Schild einer italienischen Schuhfabrik in mehrfacher Ausführung aufgestellt. Graphisch sind die Reklamen überaus gut und gekonnt.



Zuviel Sex-Appeal hatte die Dame auf diesem Plakat, das für Nylon-Strümpfe warb. Die ebenso beherzten wie moralischen Südtiroler Bauern schritten zur Selbsthilfe. Mit Teertopf und Pinsel bewaffnet, machten sie sich am hellen Tage unverdrossen an die Arbeit, und bald schon waren die aufreizenden Beine übertüncht und nur noch wie durch einen Schleier zu sehen. Man muß sich eben zu helfen wissen!

WEGLOSE FLUCHT

Der Mann, der seinem Schicksal entgehen wollte

7. Fortsetzung
XV.

Herr Poßhard hatte Naudeau Rollé zum Nachmittag des zweiten Weihnachtsfeiertages eingeladen.

„Ich habe diese Zeit gewählt“, erklärte er Arnold, als er ihn begrüßte, „weil wir heute allein sind. Das letzte Mal hatten wir wenig von Ihnen. Gestern war die Verwandtschaft hier.“

Arnold sah sich in dem großen Zimmer um, dessen ungeteiltes Fenster nach Süden wies. Das Licht des verhangenen Nachmittags ließ die wunderlichen Formen grotesk verwachsener Kakteen im Schattenriß ersehen. Schwere Teppiche bedeckten den blauen Linoleumfußboden. Holzfarbene Möbel, Bilder farbenfreudiger Impressionisten und bunt belagerte Bücherregale schmückten den Raum, dessen Wände in goldgelbem Farbton gehalten waren.

Frau Poßhard kam in einem hochgeschlossenen Spitzenkleid herein und reichte die Hand. Sie lächelte freundlich und sprach Arnold französisch an. Hinter ihr stand Helen, die Haare straff hochgesteckt und mit einem gespannt versonnenen Gesicht.

Alle setzten sich um einen kleinen Kachel Tisch, auf den das Hausmädchen eine Kuchenplatte und Kaffee niederstellte.

„Lisi müssen Sie heute entschuldigen“, erklärte Helen, die vor anderen Menschen Arnold nicht das Du zu geben wagte. „Simon hat sie nach Lugano entführt. Sie hat mir aufgetragen, Ihnen in ihrem Namen für das schöne Buch zu danken. Und ich danke Ihnen für Hesses Roman; Sie haben mir damit eine große Freude bereitet. Es war so aufmerksam!“

„Ich danke für Ihr wertvolles Geschenk; Sie haben mich beschämt“, entgegnete Arnold.

„Der Wert hat nichts zu sagen“, mischte sich Herr Poßhard ein. „die Mädchen wußten, daß Sie das freuen wird. Die kleine Plastik verdient einen Liebhaber — einen Kenner.“

Arnold dankte nochmals für das kostbare Weihnachtsgeschenk, eine mittelalterliche italienische Plastik, die ihm am Heiligen Abend ins Haus gebracht worden war. Das Gespräch wendete sich verschiedenen Gegenständen zu. Später verabschiedete sich Frau Poßhard und verwies darauf, daß sie sich jetzt um Küche und Keller kümmern müsse, da man am Abend wieder Gäste erwarte.

Als seine Frau gegangen war, griff Herr Poßhard nach einer weißen Tonpfeife und füllte sie bedächtig. Helen rauchte eine Zigarette, und Arnold erinnerte sich der Shagpfeife, die er in seiner Manteltasche hatte. Er ging hinaus und holte sie. Dann setzte er sich zu den anderen neben die Bücher und zündete die Pfeife an.

Draußen war es grau und still. Die Umrisse des San Salvatore jenseits des Wassers schwammen kaum erkennbar durch die diesige Luft. Herr Poßhard sagte:

„Ich habe Ihre beiden Romane gelesen, Herr Rollé. Dort stehen sie.“

Arnold verzog keine Miene und sah auf den Platz, wo Naudeaus Bücher standen.

„Ich habe mir Gedanken darüber gemacht“, fuhr Poßhard fort, „besonders über Ihr letztes Buch.“

Der Schweizer Schriftsteller Naudeau Rollé, der beste Freund des deutschen Fronturlaubers Arnold Heim, wird bei einem Bombenangriff auf Hamburg getötet. Heim, der seinen Freund tot auffindet, übergibt einem Friedhofwärter die erforderlichen Ausweispapiere. Dabei kommt es zu einer Verwechslung: Nicht Rollé, sondern Heim wird in das Totenregister eingetragen. Mit den Papieren seines Freundes fährt daraufhin der deutsche Frontsoldat Arnold Heim nach Castagnola, dem Schweizer Familienwohnsitz der Rollés. Dem alten Diener des Hauses, Jean, vertraut er sich voll an. Gemeinsam beschließen sie, daß Heim in Castagnola die Beendigung des Krieges abwarten soll. Er wird polizeilich als der heimgekehrte Naudeau Rollé, mit dem er auch etwas Ähnlichkeit hat, gemeldet. Eines Tages lernt er Helen Poßhard, die anmutige Tochter seines Nachbarn, kennen. Er nimmt die Einladung zu einem Musikabend im Hause Poßhard an und wird dort mit den Verwandten der Familie bekannt gemacht. Zu Helen Poßhard fühlt er sich besonders hingezogen, sucht aber gegen dieses Gefühl anzukämpfen, weil er das Mädchen nicht in sein verworrenes Geschick hineinziehen möchte. Kurz vor Weihnachten, auf dem Heimweg aus einem Kaffeehaus, kommt es dann doch zur Aussprache zwischen den beiden jungen Leuten. Sie verabreden sich.

Arnold beschäftigte sich mit der Pfeife, Helen strich über ihre Haare, stand auf und nahm den Roman „Vaugirard“, blätterte darin und schob ihn wieder zwischen die anderen Bücher hinein. Arnold sagte ablenkend, indem er den Blick über das Zimmer gehen ließ und behaglich den Rücken gegen die Sessellehne drückte:

„Das ist ein fröhliches Zimmer. Der Blick durch das Fenster — bei klarem Wetter muß das herrlich sein!“

„Das ist es“, bestätigte Poßhard, ließ sich aber nicht ablenken und begann wieder, von Naudeaus Roman zu sprechen: „Wenn man so denkt, Herr Naudeau, ich habe mein Leben lang beherrzt, was Sie in Ihrem Buch als eine wichtige Erkenntnis zu verstehen geben. Ich bin von Haus aus — wie sagt man seit Karl Marx, ohne es immer genau zu verstehen —, ich bin von Haus aus ein Kapitalist. Aber ich bin auch von Hause aus so gescheit gewesen, das mit dem Kapital nicht zu übertreiben. Ich sagte mir: Du und deine Kinder haben genug. Mehr als genug kann man nicht haben. Und den Ehrgeiz, mehr als genug zu haben, nur um Macht, irgendeine Macht über Dinge und Menschen zu besitzen, hatte ich nie; ich hielt das immer schon für töricht, ja für einen primitiven Trieb. Deshalb lebe ich hier seit über einem Vierteljahrhundert und verwandle Kapital in Wissen und Kultur. Das mit dem Wissen besorge ich, die Kultur haben meine Frau und Töchter übernommen.“

Helen lachte fröhlich und mischte sich ein:

„Vater sagt das immer spöttisch, aber er meint es durchaus ernst.“

„Ob ich es ernst nehme!“ versetzte Poßhard und machte ein nachdenkliches Gesicht. „Nichts kann man ernster nehmen als das. Sehen Sie, Rollé, ich habe eine Uhrenfabrik in Genf. Dort arbeiten Menschen. Und ich sitze hier bei meinen linguistischen Studien. Da fragte ich mich natürlich, ob ich und die Meinen ein Recht hätten, so ein Recht im höheren Sinn versteht sich, hier zu sitzen, während andere in der Fabrik arbeiten. Glauben Sie mir: ich machte mir viele Gedanken. Ich studierte alte Sprachen, ich machte mir Gedanken über den Sinn des Lebens. Nachher dachte ich alles zusammen, und es schien mir, als täte ich recht daran, hier bei meinen Studien zu sitzen. Nachdenken über den Sinn der Welt, das ist das eine, Zeit haben zum Nachdenken, das ist das andere. Und mit seinen talentierten Töchtern den

Versuch machen, vielleicht eine Künstlerin, vielleicht eine Literaturkundige heranzubilden, ist auch eine Sache. Nicht alle dürfen sich so entschuldigen. Aber ich glaube, ich darf es, obschon ich auch nicht weiß, ob es gelingen wird. Das ist eine Frage, die niemand vorher entscheiden kann.“

Arnold sagte sehr ernst:

„Sie hatten recht, Herr Poßhard, daß Sie die Frage selbst entschieden haben. Sie mußten sie für sich entscheiden, so ist es. Und auch damit haben Sie recht, so scheint es mir: das Wichtigste ist nicht die Arbeit, sondern daß die Arbeit ihre Krönung findet. Das ist es. Aber allerorts scheint man das zu vergessen.“

„Man vergißt noch viel mehr“, ergänzte Poßhard nach einer nachdenklichen Pause, „man vergißt beispielsweise, sich einmal zu fragen, ob man noch eine gemeinsame Sprache spricht, um sich überhaupt noch über den Sinn des Lebens unterhalten zu können. Viele Menschen sprechen nämlich nicht; sie lallen, sie brüllen, sie tun alles — aber sie verständigen sich nicht. Würden sie sonst nicht den Krieg verbieten? — Würden sie sich sonst nicht sagen, daß der Untergang eines Volkes möglicherweise den Untergang einer Eigenart bedeutet, die es auf der kleinen Erde zu erhalten gilt? — Würden sie sich nicht sagen, daß es für alle nur ein Ziel geben kann und daß nur die Wege verschieden sind, die zu diesem Ziel führen? —“

„Wie könnte es geschehen, daß doch der besinnliche und sich zügelnde Mensch gewänne?“

„Das ist eine schwere Frage, Herr Naudeau. Sie haben sie schon in Ihrem Buch gestellt und unbeantwortet gelassen. Soll sie in Ihrem nächsten Buch beantwortet werden?“

„Wenn sie zu beantworten ist.“

„Sie fürchten, daß sie es nicht sei?“

„Ja, ich fürchte es...“

XVI.

Er war schweigsam auf ihrem Weg zur Stadt. Im Café setzten sie sich an ein leeres Tischchen. Helen legte eine Hand auf seinen Arm, er fühlte ihre Wärme durch den Stoff der Jacke. Er lauschte der Musik, die wie damals in der Weihnachtswache die Gäste unterhielt. Er dachte: Irgendwo wird jetzt geschossen, wird getötet, werden Menschen gefangengenommen. Irgendwo werden jetzt Menschen und Tiere gemartert, werden Soldaten, werden Frauen und Kinder mit Dynamit und Phosphor überschüttet, heimatlos ge-

Copyright: Prometheus Verlag, Gröbenzell

macht — und niemand kümmert es. Die Leute sitzen hier und trinken Kaffee zum Kuchen, und ich sitze da mit einer Frau, und die Frau sitzt bei mir, und ich weiß nicht, was sie denkt.

Er war sehr einsam bei diesem Gedanken. Bitternis erfüllte ihn. Er sagte sich, daß dies alles nicht nebeneinander sein dürfe, diese Musik und diese födlichen Bedrohungen, diese friedlichen Stunden eines neutralen Landes und diese Sucht nach Vernichtung.

„Helen“, begann er, und er wußte, daß er etwas ganz anderes sagen wollte, als er fortfuhr:

„Es ist wie ein Wunder, daß wir hier beieinandersitzen...“

Sie sah ihn an und sagte nichts. Er nahm ihre Hand, streichelte sie. Er küßte die Hand, bis Helen sie ihm schamhaft entzog.

„Naudeau“, sagte sie, „kamst du zur Silvesterfeier nicht, weil du mich nicht sehen wolltest?“

Er blickte überrascht auf und sagte: „Wie kommst du auf diesen Gedanken?“

„Er drängt sich auf.“

„Weshalb?“

„Die letzten Stunden des alten Jahres! Francesca war in Carona. Du warst

Im britischen Atomforschungszentrum Harwell sind umfangreiche Untersuchungen in Gang gekommen, die sich auf die Möglichkeit einer gezielten Schädlingsbekämpfung durch radioaktive Strahlen beziehen. Als erstes Versuchsobjekt dient hierbei die gefährliche Tsetsefliege. Durch Bestrahlung der Puppen dieser Fliege wird erreicht, daß die Tiere sich wohl normal weiterentwickeln, daß aber ihre Fortpflanzungsfähigkeit bis zur Unfruchtbarkeit in Mitleidenschaft gezogen wird. Setzt man größere Mengen von sterilen Männchen aus, dann werden sie sich zwar nach wie vor mit den Weibchen paaren, aber deren Eier bleiben unbefruchtet. Wenn man nun die Zahl der sterilen Männchen über einen längeren Zeitraum hinweg durch immer neue Bestrahlungen vergrößert, dann wird der Vermehrung der Fliege sehr nachdrücklich Einhalt geboten. Und da die noch fortpflanzungsfähigen Männchen relativ zu den sterilen immer mehr ins Hintertreffen geraten, wird dieser Prozeß zum Aussterben der Art führen. Dahin ist es tatsächlich innerhalb von zehn Monaten auch auf der Insel Curaçao gekommen, nachdem man dort mit einem Großversuch begonnen hatte. Der große Vorteil dieser Methode gegenüber der bisherigen Schädlingsbekämpfung durch chemische Mittel besteht darin, daß sie sich bei richtiger Anwendung auf eine allmähliche, kaum abwendbare Vernichtung des Schädlings einstellen läßt, während die den Kampf mit Chemie überstehenden Tiere sich sehr schnell wieder vermehren können, und das Spiel dann von vorne beginnen muß, ganz abgesehen von den Resistenzerscheinungen, die zur Anwendung von immer neuen Bekämpfungsmitteln zwingen.



Die Erregung, die Arnold erfüllte, zwang ihn aufzustehen. Kocher sah ihn verwundert an, als er sagte: „Ein sonderbares Menschenschicksal in der schicksalhaften Sonderbarkeit des Krieges! — Sie haben recht, Herr Kocher, Sie haben recht!“

mit Jean allein da oben in dem großen Haus. Bei uns wäre es lustiger geworden.“

„Das glaube ich, Helen — aber es ging nicht.“

„Du bist mir ausgewichen. Du weichst mir schon seit Tagen aus, Naudeau. Warum tust du das? Es ist nicht zu verstehen.“

Arnold senkte den Kopf, blickte auf Naudeaus Ring an seiner Hand. Er drehte ihn hin und her. Das Orchester spielte Puccini. Er drehte an dem Ring und sagte:

„Man kann nicht immer tun, was man möchte.“

Helen richtete sich auf und fragte: „Warum kann Naudeau Rollé nicht das tun, was er möchte? Warum kann er nicht Silvester feiern, wo er will? — Du kamst nicht, du wolltest mich nicht sehen.“

Arnold wandte sich Helen zu und umfaßte sie mit einem Blick. Die Muskeln seiner Wangen waren hart. Langsam wandte er sich ab und sagte dumpf:

„Ich kam nicht, weil ich dich nicht immer sehen darf. — Es ist nicht so einfach mit mir, Helen. Ich sagte dir das schon einmal. Ich sagte es dir, als wir zum ersten Male hier beieinander saßen.“

„Ist es das Geheimnis? —“

„Ja, das Geheimnis!“ — Es klingt großartig. Aber es ist nicht großartig; es ist eine seltsame Sache, und wir sollten nicht drüber sprechen.“

Die Musik hörte auf. Helen senkte ihre Stimme zum Flüstern. Ihr Gesicht war schmal und blaß, als sie fragte, während sie ihre Finger ineinander verschränkte:

„Und was war das, als wir einander küßten? — Du nahmst mich in deine Arme und küßt mich? —“

Arnold schaute und sah auf die Tischplatte. Schatten fielen von den Säulen. Geschirr klirrte. Die Stimmen der Menschen waren fernes Gemurmel. Helens Augen waren groß und fragend auf ihn gerichtet. So waren Colettes Augen gewesen, von denen er die letzte Nacht geträumt, offene Augen ohne Vorbehalt, schöne, dunkle Sterne, die wehmütig über seinem Schicksal strahlten. Er war aufgewühlt und verworren, als er fast heftig die Frage umkehrte und gegen Helen richtete:

„Ja, was war das?“

Es war, als sei er wieder in seinen Nachtraum versunken, als er hörte:

„Ich liebe dich.“

Er schwieg. Er schwieg lange. Dann machte er eine hilflose Geste und

sagte langsam, wie zu sich selber, ohne Helen anzusehen:

„Du liebst den Schriftsteller Naudeau... du liebst den Dichter Naudeau, nicht wahr, so ist es?“

„Ich liebe dich.“

Er biß die Zähne zusammen, daß es schmerzte. Dann preßte er heraus:

„Du kennst mich nicht, Helen.“

„Ich kenne dich gut. — Ich kenne dich schon jahrelang.“

„Aus Naudeaus Büchern?“

„Vielleicht auch daraus.“

„Vielleicht?“

„Vielleicht. Vielleicht gibt es eine Ahnung vom zukünftigen Geliebten. Vielleicht gibt es ein Schicksal, das vorausbestimmt ist. Vielleicht gibt es Bilder, die wir vom Anbeginn im Herzen tragen. Ich kenn dich schon lange, Naudeau, und ich liebe dich. Ich habe immer dich geliebt...“

Arnold war erschüttert. Er nahm Helens Hände. Er hielt sie zwischen seinen Fingern. Er sah auf und blickte in Helens Augen. Er versuchte zu lächeln. Seine Gedanken quälten ihn. Er wollte sprechen. Aber er blieb stumm. Ein einziger abgehetzter, glasklarer Gedanke beschäftigte ihn. Du darfst es nicht! Du darfst es nicht! dachte er. Und weil das Schweigen unerträglich wurde, und weil irgend etwas geschehen mußte, sagte er, und es klang kalt, weil die Anstrengung ihm das richtige Maß verwehrte:

„Was ist Liebe? —“

Da sagte Helen:

„Naudeau Rollé weiß nicht mehr, was Liebe ist? — Er wußte in seinem Roman nicht, was Eitelkeit und Neid und Rache seien; er wußte nicht, was viele zu wissen glaubten; aber er wußte, was Liebe ist. Und jetzt fragt er danach, als habe er dieses Wissen nie besessen. Hat er es im Krieg verloren? —“

Arnold schüttelte den Kopf und drückte den Rücken gegen die Polsterwand. Seine Lider waren halbgeschlossen. Das Orchester machte eine Pause. Das Mädchen schlug die Beine übereinander, hob die Tasse, nippte an ihr, bat Arnold um eine Zigarette. Sie tat das mit einem Ton, der ihn aufhorchen ließ. Die Stimme war sachlich, etwas zu laut. Er reichte ihr die Zigarette. Sie nahm eine, klopfte sie locker. Sie zündete sie an und sagte hinter einer Wand voll Rauch:

„Du hast vielleicht recht, wenn du fragst, was Liebe ist. Es ist zunächst ein Wort, dem jeder seinen Inhalt gibt. Mit den Umständen wechselfert.“

Arnold zögerte, dann sagte er:

„Ein Wort ohne Zukunft.“

„Wer kann in die Zukunft sehen?“ fragte Helen, und ihre Stimme wurde wieder weich. Sie sah Arnold an, als sie fortfuhr: „Zukunft? — Wird nicht zu viel Gegenwart der Zukunft geopfert, einer Zukunft, die dann immer wieder opfernde Gegenwart wird? Auch dieser Krieg opfert irgendeiner vorgestellten Zukunft. Alle Kriege opfern ihr. Die Generationen opfern ihre Jugend stets der Zukunft, so daß sie stets ohne Jugend und Zukunft bleiben. Denkt deshalb Liebe heute an die Zukunft? —“

Arnold sah Helen ins Gesicht. Es waren seine Worte, die er in den letzten vierzehn Tagen hundertmal gedacht. Nun sprach das Mädchen sie gelassen aus. Er sah sie an. Dann senkte er den Blick. Helens Haltung entspannte sich. Sie saßen still nebeneinander. Später sprachen sie über andere Dinge. Die Musiker spielten ihr letztes Stück.

„Es ist alles sehr schwer!“ sagte plötzlich Arnold, als es still geworden war. Helen indes fragte nicht, was schwer sei. Sie rief die Kellnerin. Als sie das Café verließen, zog Seenebel kalt über den Quai. Sie gingen bis zum Kursaal, dann kehrten sie wieder um. Schließlich nahmen sie ein Mietauto und fuhren darin dicht aneinandergeliebt und schweigend nach Castagnola.

XVII

Der Januar verging, ohne daß Arnold von sich hören ließ. Das Wetter blieb schön: manche Tage waren so warm wie im Frühling. Auf den Wiesen standen schon Primeln und Gänseblümchen, in den Gärten blühten die Kruskusse. Arnold ging stundenlang übers Land oder las Zeitungen. Er konnte gar nicht genug Zeitungen bekommen. Oft geschah es jetzt wieder, daß der Krieg zu hören war. Flugzeuggeschwader zogen nachts wie eine dunkelrauschende Drehung über das schlafende Land; Luganos Sirenen heulten dann langegezogen, und Arnold trat ans Fenster und starrte nach oben, wo er aber nur den Winterhimmel sehen konnte. Auch tagsüber kam es jetzt wieder vor, daß ein Beben wahrzunehmen war, welches davon zeugte, daß irgendwo jenseits des Sees zerstört und getötet wurde.

Arnolds Gemüt verdüsterte sich immer mehr. Es wurde ihm zur Qual, der er sich tagtäglich von neuem unterwarf, wenn er von dem fortschreitenden Zusammenbruch der deutschen Ostfront erfuhr.

Am neunten Februar bekam er einen Brief des Züricher Verlegers Kocher, der seinen Besuch anmeldete. Arnold besprach sich mit Jean. Sie kamen überein, ihm mit Ruhe entgegenzusehen.

Arnold war zu Hause, als es an einem Vormittag läutete und Jean einen älteren, lebhaften Herrn in die Diele führte, wo Arnold saß. Er erhob sich und legte die Zeitung, in der er gelesen hatte, auf den Tisch.

Kocher stutzte und reichte Arnold die Hand.

„Sie sind Rollés Bruder? Ich wußte nicht, daß Naudeau Rollé einen Bruder hat?“ Kocher legte seinen Hut auf einen Stuhl und setzte sich.

„Nein, ich bin nicht sein Bruder“, erwiderte Arnold. „Ich bin sein Freund und Gast im Hause. Monsieur Jean, wollen Sie sich nicht zu uns setzen? Gestatten Sie: Monsieur Jean, der Verwalter des Rolléschen Besitzes; ich heiße Arnold Freund und bin, wie ich schon sagte, Freund und Gast des Hauses.“ Jean nahm Platz. Arnold fuhr fort: „Was Naudeau angeht, so muß ich Sie enttäuschen. Er mußte überraschend schnell nach Deutschland reisen. Irgendeine private Sache, die er uns nicht verraten hat. Es ist schade, daß es so schnell ging, sonst hätten wir —, sonst hätte Naudeau Ihnen noch schreiben können. Jetzt haben Sie sich umschreiben bemüht. Das tut mir leid.“

Kocher sagte, daß ihn der Spaziergang nach Castagnola nicht reue. „Ich bin ja zur Erholung hier“, erklärte er, „Erholung bedeutet für unsereiner: Spaziergänge, kein Telefon, wenig Menschen.“

„Ich verstehe“, versetzte Arnold.

„Aber es bedeutet nicht“, fuhr der alte Herr verbindlich fort, „daß man

sich dann nicht auf eine Begegnung mit einem lieben Mitarbeiter freut.“

„Ja; ja“, nickte Arnold, „wie schade!...“ Jean erhob sich, plötzlich dessen inne werdend, daß der Verleger noch immer im Mantel war. „Wollen Sie nicht ablegen?“ fragte er und stand abwartend neben dem Sitzenden.

„Nein!“ wehrte der ab, „lassen Sie nur; ich will nicht zu lange bleiben. Meine Absicht war“, wandte er sich an Arnold, während Jean wieder Platz nahm, „meine Absicht war, Rollé zu einer neuen Sache anzueifern. Sie kennen sicherlich seine Romane. Er hatte Erfolge damit. Trotz des Krieges und des erschwerten Absatzes konnten wir vier Auflagen verkaufen. Aber nun schweigt er. Sie wissen, daß er ständig in Deutschland ist und zwischen Bombenangriffen sein Vergnügen findet!“

„Ja, leider“, nickte Arnold, und ein Schwen er suchte über sein Gesicht. „Wenn er sich in letzter Zeit nicht ein wenig gesundheitlich übernommen hätte, wäre er auch dieses Mal nicht nach Haus gekommen.“

„Schade“, fuhr der alte Herr fort, „wenn er jetzt wieder in Deutschland ist. Ein Gewinn wäre es bis jetzt gewesen. Sie verstehen. Die Erfahrung ist nicht zu ersetzen. Im Frieden leben, zumindest in Sicherheit leben, wie es unsere Autoren in der Schweiz und in Amerika tun, und über den Krieg schreiben, ist nicht wichtig. Im Krieg leben und über den Krieg schreiben, ist gut. Jedoch den Krieg erleben zu haben und alsdann im Frieden über den Krieg zu schreiben, das ist das Beste. Gegensätze meiner Herren, das sind die gegen Triebkräfte des Lebens und der Kunst. Rollé hat sie erlebt. Er kennt den Krieg, er hat jetzt den Frieden erlebt. Er ist der Mann für ein neues Buch. Ich dachte an einen Roman, der in Deutschland spielt, im Deutschland der Bomben und der brennenden Städte und in der neutralen Schweiz, im Frieden einer glücklich bewahrten Welt. Er allein von allen meinen Autoren könnte ihn schreiben; denn er allein hat in beiden Welten gelebt. Aber schon ist er wieder ausgerückt, nicht mehr hier, wieder in den Gegensatz zurückgekehrt.“

Arnold hatte mit wachsender Spannung den Ausführungen des Verlegers gelauscht. Er hatte sich aufgerichtet, seine Augen hingen an den Lippen des Sprechenden. Was hörte er da? — Gegensätze erleben; Krieg und Frieden; brennende Städte und glückhaft bewahrte Welt; das Deutschland der Bomben und die stille Landschaft des Tessins! — Ja, hatte er, Arnold Heim, nicht gerade das alles erlebt? — Kocher sprach weiter:

„Und in diesen Gegensatz zwischen Krieg und Frieden hinein ein außergewöhnliches Schicksal, Sie verstehen! Einen Mann vielleicht, der erst im Krieg lebte und dann in den Frieden floh; ein sonderbares Schicksal in diese schicksalhafte Sonderbarkeit hineingestellt, die wir den zweiten Weltkrieg nennen. Wäre das nicht etwas für einen, der ihn kennt, so wie Rollé? Sie verstehen mich?“

Arnold sah die Augen Jeans auf sich gerichtet. Sein Herz schlug heftig. Er hörte wie betäubt: Ein außergewöhnliches Schicksal, Sie verstehen! — Ein Mann, der im Krieg lebte und der in den Frieden floh! — Blut trieb in seinen Kopf. Die Erregung, die ihn erfüllte, zwang ihn aufzustehen. Kocher sah ihn verwundert an, als er auf und ab ging und wie selbstvergessen sagte:

„Ein sonderbares Menschenschicksal in der schicksalhaften Sonderbarkeit des Krieges! — Sie haben recht, Herr Kocher, Sie haben recht!“ Daraufhin setzte er sich. Der Rote seines Gesichts folgte Blässe. Er fügte beherrscht hinzu: „Ihr Gedanke hat mir gefallen, Herr Kocher. Sie müssen wissen, daß ich an meines Freundes Arbeiten Anteil nehme... und da hat es mich gepackt, ganz einfach gepackt. Ja, Naudeau sollte dieses Buch schreiben! Bomben, Elend, Not, brennende Städte, Deutschland. — Frieden, Kultur, ein geordnetes, arbeitsames Land: die Schweiz! — Ja, das könnte Naudeau schreiben.“

„Ja, las sie seinen Blick nicht von Arnold. Kocher erhob sich und sagte ruhig, ein wenig gelangweilt:

„Das wären meine Vorschläge. Am Dichter hätte es gelegen, das sonderbare Schicksal zu finden. Aber Naudeau Rollé ist ja nicht hier, und wir gewöhnlichen Sterblichen können zu nichts mehr weiter raten. Es wäre mir ein Vergnügen gewesen, ihn zu treffen. Aber wenn Sie so freundlich wären, ihm von unserem Gespräch zu berichten, dann wäre ich Ihnen dankbar. Nun geht's auf den Weg. Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit, und teilen Sie es mir bitte mit, wenn Naudeau Rollé wieder im Lande ist.“

Arnold stand auf und verbeugte sich. Er begleitete Kocher ein paar Schritte über die Mitte der Diele zur Tür und überließ ihn dann Jean. Als dieser vom Garten zurückkam, sah er Arnold in Gedanken versunken am Fenster stehen.

XVIII.

Als Arnold hereingeführt wurde, saßen sie schon beieinander. Helen, Lisi, Etlle und Nobile an einem Tisch neben dem offenen Kamin, in dem Feuer brannte, und Herr und Frau Poßhard, Onkel Scheufeli und dessen Frau, eine ältere Dame, sowie eine Dame im Alter von etwa fünfundzwanzig Jahren, deren Gesichtsausdruck jenem der Frau Scheufeli ähnelte. Arnold ging ihnen entgegen und stellte sich vor. Frau Scheufeli streckte ihm die Hand entgegen, zu der er sich niederbeugte. Die Hand der Tochter nahm er nur kurz und drückte sie schwach. Das Mädchen hatte ein Gesicht, das weder hübsch noch häßlich war und nichts verriet. Die Lippen lagen schmal darin. Die Augen blickten kühl und forschend. Die Herren setzten sich, und Arnold war froh, daß Lisi ihn am Armel zu ihrem Tisch hinzog.

Etlle rückte lässig mit seinem Stuhl zur Seite. Herr Nobile, der neben der offenen Feuerstelle saß und eben einen Kastanienklotz auf den glühenden Haufen legte, lächelte verbindlich und strahlte übers ganze Gesicht, als er das Dienstmädchen herankommen sah, das einen Strauß weißen Flieder vor Helen auf ein Stühlchen legte. Helen errötete und verbarg ihre Wangen zwischen den Fliederdolden. Dann sah sie auf und reichte Arnold zum zweiten Male die Hand.

„Sie zaubern schon den Frühling heran, lieber Freund“, sagte sie, „alles das meines Geburtstages wegen. Ich danke Ihnen. Wie lieb, daß Sie gekommen sind!“ Helen rief nach einer Vase für die Blumen. Arnold setzte sich und musterte den Kreis um den Tisch.

Es war eine Gesellschaft junger Menschen, und er wunderte sich, daß Fräulein Scheufeli drüben am anderen Tisch verweilte. Er hatte aber keine Zeit, sich darüber zu äußern; denn Nobile warf eben ein:

„Jetzt werden Sie Signorina Helen gratulieren. Aber tun Sie's nicht; sie ist schon böse deswegen.“

„Warum böse?“ fragte Arnold ernst.

„Wir verdanken es diesem Anlaß, daß wir Sie wieder treffen“, fuhr Nobile fort. „Wie lange ist's her, seit wir einander sahen?“

„Weihnachten — war's nicht vor Weihnachten in Lugano?“ mischte sich Lisi ein und schob Arnold eine Tasse hin. „So, jetzt trinken Sie Tee — oder wünschen Sie Kaffee, Monsieur Naudeau? Was nehmen Sie dazu? Hier die Torte oder Apfelkuchen, von Mama und mir gemacht? — Was sagen Sie zu unserem Wetter?“

„Ich bin erstaunt, wie sich das geändert hat. Ich kannte die Landschaft nur im Sonnenschein und Regen. Schön ist sie im Schnee.“ Arnold dankte Lisi, die ihm einschenkte.

„Es gibt öfter Schnee im Tessin“,

versetzte Etlle. Man merkte, daß es ihn antrieb, sich an der Unterhaltung zu beteiligen. Er setzte hinzu: „Es wundert mich, daß Sie das so erstaunt!“

„Herr Naudeau war selten hier, eigentlich nie“, erklärte Lisi lebhaft, während Helen immer noch mit den Blumen beschäftigt war, sie in der Vase betrachtete.

„Herr Naudeau hat sich selten Ferien gegönnt, nicht wahr?“ fuhr Lisi fort. Man merkte es ihr an, daß sie gönnerhaft herausstrich, was Naudeau in ein gutes Licht zu setzen vermochte. Aber es war zu offensichtlich, wie sie ihn bevorzugte und Nobile, der das fühlte, suchte abzulenken.

„Sie arbeiten viel, Herr Rollé? Darf man fragen, was Sie derzeit beschäftigt?“

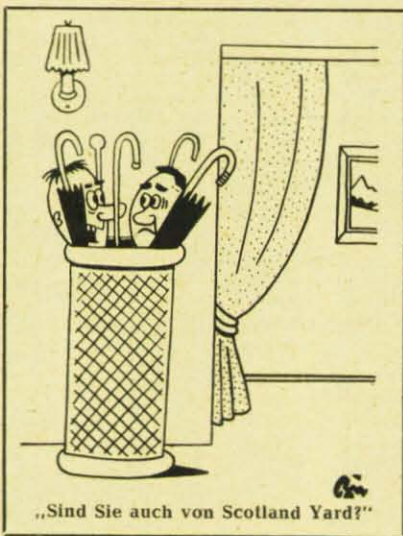
Arnold blickte Helen an und sah, wie ein Aufmerken in ihre Augen kam. Er versuchte abzulenken und sagte etwas, was ihn selbst erstaunte:

„Ich habe bis jetzt nichts gearbeitet, habe mich ausgeruht; ich habe gelesen, mir Gedanken gemacht. Es ist ja eine Zeit, über die man sich Gedanken macht.“

„Und das neue Buch?“ fragte Nobile erneut. „Sie schreiben doch bestimmt an einem neuen Buch?“

Arnold schüttelte den Kopf, ohne mehr dazu zu sagen.

„Kann man eigentlich vom Bücherschreiben leben?“ warf hier Etlle ein und sah dabei auf seine Armbanduhr, die golden glänzte. „Ich meine, kann man allein vom Bücherschreiben leben, ohne gleichzeitig an einer Zeitung zu arbeiten?“ schränkte er ein. Lisi fragte ihn gereizt: „Können Sie von den Uhren leben, die Sie fabrizieren? Ist das nicht eine sonderbare Frage, die ich an Sie richte, Herr Egon?“



Arnold, den Etlles Frage nicht ärgerte, antwortete sachlich:

„Wenn der Schriftsteller etwas kann, wird man seine Bücher kaufen; es geht ihm ähnlich wie dem Uhrenfabrikanten mit seinen Produkten.“

Nobile schmunzelte. Etlles Gesicht verzog sich spöttisch, als er sich an Lisi wandte und dabei Helen mit einbezog. Diese, erst zum Fenster schauend, hinter dessen Scheiben große Schneeflocken niederschwebten, wandte sich jetzt Etlle zu, und ihre bislang sanften Züge veränderten sich. Neben an wurde die Unterhaltung in Schweizerdeutsch geführt. Arnold verstand davon nur hin und wieder ein Wort. Ganz selten, daß er den Sinn eines Satzes fassen konnte. Nun sagte Etlle und bediente sich ebenfalls eines schweizerdeutschen Dialektes:

„Nur daß ein Uhrenfabrikant was

Solides fabriziert. Bei Uhren weiß man immer, woran man ist.“

„Sie meinen, ein Uhrenfabrikant weiß stets, was es geschlagen hat“, versetzte Lisi schnippisch ebenfalls in Schweizerdeutsch, Arnold, der nichts verstand, sah von einem zum andern und wunderte sich, als sich jetzt Herr Nobile hören ließ und auf französisch vorschlug:

„Ich glaube, Herr Naudeau spricht nicht schweizerdeutsch. Wir könnten also alle französisch sprechen, wenn Herr Etlle das dem Deutschen vorzieht.“

Etlle, der Lisis zweideutigen Einwurf noch nicht verwunden hatte, zog verärgert die blonden Brauen zusammen, was seinem weichen Gesicht einen kindisch trotzig Ausdruck verlieh. Er erwiderte französisch:

„Ich denke, die Sprache, die unsere Eltern sprechen, sollten wir nicht meiden. Wenn aber Herr Rollé sie vergessen hat, dann schön, Französisch gefällt mir besser als Hannoveranerdeutsch.“

Diese Bemerkung wurde von allen als frech empfunden. Helenes Gesicht wurde noch düsterer, und Lisi schien nach Luft zu ringen. Lediglich Arnold war unberührt; er hatte unbeteiligt den zweimaligen Sprachwechsel der Tischrunde wahrgenommen; ein aufwühlender Gedanke war ihm bei der Antwort auf Etlles Frage in den Kopf gefahren und ließ ihn nicht mehr los. Dieser Gedanke war wie ein Blitz erhellend und füllte jetzt sein Bewußtsein aus. Kann man vom Bücherschreiben leben? — Ja, kann man vom Bücherschreiben leben? — War das keine zeitgemäße Frage für einen Arnold Heim? — Alle hier, außer Etlle, zweifelten nicht, daß sich's vom Bücherschreiben leben ließ. Er versank in seine Gedanken, indes jetzt Helen gereizt über Etlle herfiel:

„Herr Rollé kam in Indien zur Welt. In Europa hat er immer im Ausland gelebt. Er hatte nie das Glück, als Muttersöhnchen den heimatischen Kindergarten bevölkern zu helfen. Im übrigen finde ich es nicht recht, wenn mit allem nationaler Kult getrieben wird. Wir sollten unsere Sprache lieben, aber nicht vergötzen. Was Sie Hannoveranerdeutsch nennen, ist das Deutsch Goethes, das Deutsch Gottfried Kellers und Konrad Ferdinand Meyers. Warum sollten wir es nicht sprechen? Sie sind sehr sonderbar, Herr Egon, und das gefällt mir nicht.“

Als jetzt Nobile merkte, wie aufgebracht Helen war, wollte er ihr helfen, aber Arnold kam ihm mit ruhiger Stimme zuvor. Diese Stimme war weich und erstaunte die anderen. Arnold wandte sich an Etlle, fragte ihn gleichmütig und, wie es schien, voll Anteilnahme, ob die Schweizer Uhrenfabriken jetzt nicht darunter litten, daß der Export schwierig geworden sei. Etlle ergriff die Gelegenheit und erklärte die Lage des außerschweizerischen Absatzmarktes. Arnold nickte manchmal, hörte aber nur mit halbem Ohr. Er sah die blaß gewordene Helen, die ihn wie fragend anschaute, er trank die zweite Tasse Kaffee, hörte die Stimmen neben an und empfand, daß er einsam war, ein Fremder in der Fremde.

Was war das alles? Da saß das geliebte Mädchen neben ihm, er hätte nichts anderes begehrt, als sie in die Arme zu nehmen, und er konnte vieles tun; aber das konnte er nicht. Da machte sich dieser junge Mann geschäftig und sprach über die in nichts gefährdete Welt, die ihn jahraus, jahrein beschäftigte.

(Fortsetzung folgt)

Atomrakete über Nevada

Fortsetzung von Seite 3

Unten Totenstille. Die Offiziere sehen, wie das Flugzeug abdreht. Sie wagen kaum zu atmen...

Dann ein leises Zischen, wie beim Abschub einer Feuerwerksrakete.

Wo das Flugzeug kreiste, in 5000, in 6000 Meter Höhe, ein grelles, weißes Licht!

„Der Blitz...!“ Irgend jemand schreit es: „Die Detonation...!“ Ein leises Grollen.

Das Licht wächst, verwandelt sich rasend, unheimlich schnell zum Feuerball. Die Männer schließen die Augen. 15, 20 Sekunden lang ist der Himmel in Feuer getaucht. Die Sonne verblaßt...

Dann ist eine grauschwarze Wolke da. Wie ein Spritzkuchen sieht sie aus. Ganz anders als der „Pilz“ bei früheren Atomversuchen.

Keiner der Männer sagt etwas. Soldaten mit Geigerzählern kommen heran. Oberst Bruce macht eine unbestimmte Handbewegung: „Sie wollen feststellen, ob wir radioaktiv sind.“

Doch bald können die fünf aufatmen. Der Geigerzähler bestätigt: Es ist alles gut gegangen. Die gefährlichen radioaktiven Strahlen haben sie verschont. Etwas fast Unglaubliches ist geschehen. Fünf Männer haben genau unter dem Sprengpunkt einer Atomrakete gestanden — und nichts ist ihnen passiert. *

Der äußere Anlaß zu diesem bemerkenswerten Experiment war eine taktische Überlegung:

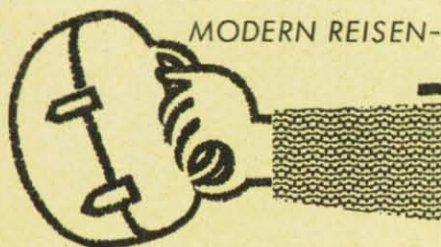
Nehmen wir an, es sind feindliche Flugzeuge eingeflogen. Sie halten sich in Höhen von 5 000 bis 7 000 Metern, wollen Bodenziele, eine Stadt, wichtige Industrieanlagen, Truppenverbände angreifen. Der Verband wird von Radar erfaßt, gemeldet. Ist es nun möglich, zur Luftabwehr atomare Waffen einzusetzen, ohne Menschen, Wohn- und Industrieanlagen des Gebietes, in dem der Luftkampf stattfinden wird, zu gefährden?

„Meine Herren“, sagt einer der maßgebenden Physiker. „Sie müssen sich den Ablauf so vorstellen: Die Detonation geschieht über einem ‚Luftkissen‘ von mehreren tausend Metern Dicke. Dieses Kissen federt. Es drückt die Gewalt der Sprengung nach oben und nach der Seite ab. Wer und was sich unter dem Sprengpunkt befindet, ist sicher, vollkommen sicher. Druck, Hitze und tödliche Strahlung werden nicht ‚durchschlagen‘. Luft ist nämlich eine handfeste physikalische Wirklichkeit. Ihr Verhalten läßt sich berechnen...“

Nun gibt sich die praktische und zweifelsüchtige Vernunft ungern mit beruhigenden Zahlen und Formeln zufrieden, die für Nichtfachleute nur unbewiesene Behauptungen sind. Die Atomfurcht steckt uns allen in den Knochen. Es müßte der Menschheit schlagend und überzeugend dargetan werden, daß richtig gerechnet wurde. Man könnte Meßgeräte einbauen, natürlich, aber die gemessenen Werte könnten nur Fachleute überzeugen.

Da bleibt nur eins, sagten die Offiziere. Wir werden das Experiment wagen. Freiwillig, versteht sich. Glückt's — gut. Dann hat die Luftabwehr ein Geschloß, das einen ganzen Verband bemannter oder unbemannter feindlicher Flugzeuge, ehe sie Schaden tun, erledigen kann. Glückt's nicht...

Immerhin, es ist geglückt. Der Mut von fünf Männern hat in einem Punkt wenigstens aus blinder Atomangst eine vernünftige, berechenbare Gewißheit gemacht.



MODERN ZAHLEN!

Ein Postscheckkonto erfüllt Ihre

Ansprüche an den fortschrittlichen Zahlungsverkehr

Jedes Postamt berät Sie gern



Bertram lebt gefährlich

Schluß

„Sie haben wieder einmal zwei Menschen glücklich gemacht“, überrascht sie nach vier Wochen Tante Clara, und Tante Clara freut sich mit ihr. Tante Clara läßt eine Flasche Tokajer kommen und trinkt mit Michael und Waltraud auf das Wohl des Brautpaares.

„Wann wollen Sie heiraten?“ erkundigt sie sich.

„Ostern“, strahlt Waltraud. „Und dann ziehen wir weg. Nach dem Müggelsee. Nach Fichtenau.“

„Wo liegt denn das?“ fragt Tante Clara.

„In der Nähe von Rahnsdorf“, erläutert Michael, „ich habe da ein Haus, das zur Zeit von einer Familie bewohnt wird. Wenn ich heirate, muß sie die Wohnung räumen.“ Er erhebt sich. Es ärgert ihn, daß Tante Clara fragt. Es verstimmt ihn, daß Waltraud Tante Clara ihre Privatangelegenheiten erzählt.

„So etwas tut man nicht“, rügt er sie auf der Straße. „Was geht die Frau das alles an?“

„Oh, was hab ich da nur angerichtet!“ ruft die naive Witwe. „Nun bist du mir wohl sehr böse, Michelein?“

Er schluckt. „Keineswegs“, brummt er, „nur empfehle ich dir, in Zukunft zurückhaltender zu sein.“

„Ich verspreche es dir, Michelein.“ „Schon gut“, sagt er versöhnt. „Sprechen wir von etwas anderem: von deinen Möbeln.“

„Von meinen Möbeln?“

„Du mußt sie verkaufen.“

„Aber warum denn?“ Waltraud versteht gar nichts.

„Mein Haus ist vollständig eingerichtet, mit modernen Möbeln. Wo willst du da deine unterbringen? Das mußt du doch einsehen.“

Natürlich sieht Waltraud es ein. Natürlich verkauft sie die Möbel. Natürlich ist sie entzückt, ein eigenes Haus zu bewohnen, am Müggelsee, in einem Wald, in dem es nach Fichten riecht und nach Wasser. Natürlich tut sie alles, was Michael will, Michael ist so überlegen und man kann ihm vertrauen. Widerspruchslos löst Waltraud ihren Haushalt auf und zieht mit Michael in eine Pension in der Oranienburger Straße — für die Übergangszeit bis zur Übersiedlung in das Haus in Fichtenau.

An dem Tage, an dem sie in der Pension ein großes Zweibettzimmer mieten, fährt Michael mit seiner Braut nach Fichtenau hinaus. „Du mußt dein zukünftiges Heim kennenlernen“, sagt er. Sie fahren ziemlich spät nach Fichtenau, die Sonne wird bald verschwinden. Aber Michael hatte vorher keine Zeit. Es hat seinen guten oder vielmehr schlechten Grund, daß Michael so spät fährt, aber das kann Waltraud nicht ahnen. Als sie draußen ankommen, senkt sich der Abend über den schweigenden Wald. Ein kalter Vorfrühlingswind zerrt an den Ästen. Kreischend flattern Krähen über die hohen Fichten. Michael verhält den Schritt. Er streckt die Hand aus: „Dort, am Rande des Waldes liegt unser Haus. Gehe nur geradeaus weiter, ich muß mal...“ Er sieht sie lächelnd an. Diskret zieht er sich in ein Gebüsch zurück, während Waltraud langsam den Weg fortsetzt...

Nach zehn Minuten steht die Frau vor dem Haus. Sie lächelt. Dort werde ich also leben, mit ihm leben, mit ihm glücklich sein. Mit ihm... wo er nur bleibt? Ob er sich verlaufen hat? Bei dieser Dunkelheit. Sie geht einige Meter zurück, in den Wald hinein. „Michael!“ schreit sie. „Michael! Wo bist du?“ In den Zweigen über ihr knackt es. Ihr wird unheimlich. Wo bleibt er denn nur? Eine jäh aufsteigende Angst schnürt ihr die Kehle zu. Sie läuft nach vorn. Sie will Hilfe holen... Michael ist etwas zugestoßen. Man liest soviel von Raubüberfällen, von Mordtaten. Waltraud wird die Mieter ihres zukünftigen Hauses bitten, mit ihr zu suchen.

„Oh ich Herrn Waldow kenne, fragen Sie?“ sagt der vierschrotige Mann,

der in der Haustür steht. „Woher soll ich den kennen?“

„Ihm gehört dieses Haus.“

Der Mann stemmt die Arme in die Seiten und lacht: „Sie machen mir Spaß, meine Dame! Das ist mein Haus. Seit 20 Jahren.“

„Ist hier noch ein anderes Haus?“ fragt Waltraud heiser.

Der Mann schüttelt den kahlen Kopf. „Weit und breit nicht. Muß wohl ein Irrtum sein, das mit dem Herrn Waldow.“

„Ja, das muß es wohl“, sagt die Frau tonlos und geht davon.

Der Mann sieht ihr verwundert nach: „Merkwürdige Menschen gibt es. Das Haus gehört Herrn Waldow.“ Er schüttelt abermals den Kopf und verschwindet in das Haus.

Als Waltraud Horn in die Pension zurückkehrt, entdeckt sie, daß die Handtasche, in der sie den Erlös der Möbel aufbewahrte, verschwunden ist. 1548.— Ostmark sind verschwunden. Der Schriftsteller Michael Waldow ist verschwunden. Weinend wirft sich Waltraud über sein Bett...

Das Ende

In drei verschiedenen Hotels und Pensionen wohnt der Schriftsteller Michael Waldow noch im Frühjahr 1954. Mit drei Frauen. Drei Häuser zaubert er vor den drei Frauen aus dem märkischen Sandboden am Müggelsee, drei Fahrten unternimmt er mit den drei Frauen zur Besichtigung seiner Häuser, und drei Handtaschen wechselt er jedesmal ihren Besitzer. In Ostberlin. Zweimal ereignet sich das gleiche, haargenau das gleiche in Westberlin. Er geht immer nach demselben Schema vor. Er überschreitet mit der U-Bahn an einem Apriltage die Ostgrenz und begibt sich in „die Höhle des Löwen“. Drüben hätten sie ihn um ein Haar gefaßt, als die vierte Frau spornstreichs zur Polizei eilte. Er mußte sich sputzen, den gerade einfahrenden U-Bahnzug zu erreichen. Wie damals in Hamburg...

Zwei Frauen gehen ihm in Westberlin ins Garn. Er erbeutet zusammen 1532 Mark. Er sagt ihnen immer das gleiche: „Komm in mein Haus (diesmal liegt es in Pichelswerder), und ich heirate dich.“ Er raft Geld, ohne es zu brauchen, er betrügt, ohne es zu müssen, er erfindet Häuser, um zu protzen. Ja, das ist es; die Richter, vor denen Walter Bertram alias Richard White alias Albert Wieland alias Dr. Alfred Hartke alias Michael Waldow zum — ja zum wievielten Male eigentlich? — steht, haben es richtig erkannt: Großmannssucht, die Krankheit unserer Zeit, war die Triebfeder seiner letzten, seiner schmutzigsten, seiner abstoßendsten Verbrechen. Er hatte es nicht nötig, vier arglose Frauen, die ihre Männer verloren hatten und sich mühsam ihr Brot verdienten, um ihre Ersparnisse und ihre Wertsachen zu betrogen.

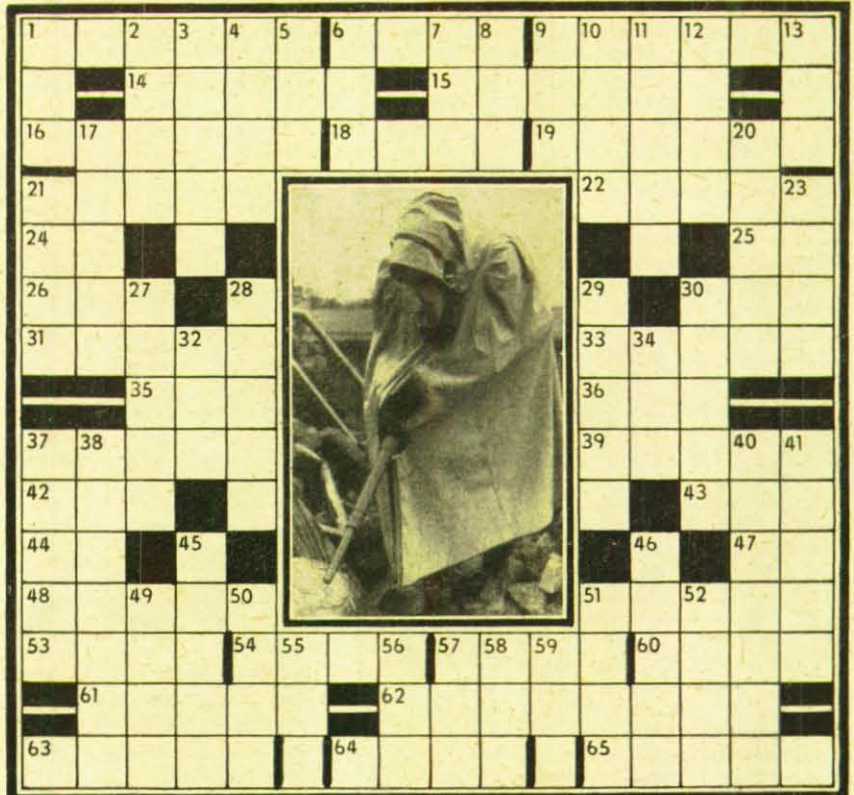
Für sechs Jahre schließen sich die Tore des Zuchthauses hinter Walter Bertram, der nun wieder Walter Bertram heißt und wieder aus dem Blechnapf ißt und wieder durch ein vergittertes Fenster auf ein Fleckchen blauen Himmel schaut.

„In Travemünde beging ich die größte Dummheit meines Lebens“, sagt er in der Vernehmung. Als er hinausgeführt wird, begegnet sein Blick dem Blick eines jungen, braungefärbten Mädchens. Er wird ihn nie vergessen, sein ganzes Leben nicht. Der letzte Blick, den Hildegard Schadwinkel ihm auf den Weg in den Kerker mitgibt, ist nicht Haß. Er ist Verachtung. Und Verachtung ist schlimmer als Haß. Haß kann sich in Liebe wandeln. Verachtung niemals. Nie mehr wird eine Frau einen Mann lieben, den die Menschen verachten.

Hildegard Schadwinkel aber wirft kein Kuvert mehr, das sie nicht absendet, in den Papierkorb. Im Papierkorb fing sie an, die Geschichte um Walter Bertram und seine Frauen.

ENDE

KREUZWORTRÄTSEL



Waagrecht: 1. Kreisstadt in Sachsen-Anhalt, 6. griechischer Liebesgott, 9. Schweizer Kanton, 16. sächsische Kreisstadt an der Mulde, 18. Fluß in der Schweiz, 19. liedmäßiges Tonstück, 21. Mittagstisch bei Studenten, 22. Vogel, 24. Faultier, 25. Totalniederlage beim Boxkampf (Kurzform), 26. Baumteil, 30. Göttin der Verblendung, 31. Strom in Frankreich, 33. Nebenfluß der Donau, 35. Wink, Vorhersage, 36. Schiefer, Fels, 37. Maßeinteilung an Meßgeräten, 39. Schuld, Verbindlichkeiten, 42. griechischer Hirtengott, 43. Frauennamen, 44. Nachrichtenbüro in den USA, 47. chem. Zeichen für Gadolinium, 48. das Dasein, 51. dünne Haut, 53. abgekürzter Mädchenname, 54. Festraum in Schulen, 57. griechischer Buchstabe, 60. iranische Münzeinheit, 63. Aasvogel, 64. Bodenart, 65. Bär als Spielzeug. — **Senkrecht:** 1. Teil der Woche, 2. Nebenfluß des Rheins, 23. niederländ. Name des Flusses „Rur“, 27. griechischer Sonnengott, 28. Himalajastaat, 29. Mädchenname, 30. Abwesenheitsnachweis, 32. Strom in Afrika, 34. Schiffsseite, 37. lufthaltiges Ende der Vogelfeder, 38. kleines Kirchenbauwerk, 40. europäisches Inselreich, 41. leichte Rüge, 45. Zeile, Glied, 46. Beleuchtungsgegenstand, 49. Metallart, 50. Tor, trichterförmig, 51. Schachausdruck, 52. Gesangstück, 55. Mutter der Nibelungen, 56. germanische Gottheit, 57. persönliches Fürwort, 58. deutscher Physiker, 59. Zimmergang. — Bei richtiger Lösung ergeben die waagerechten 14, 15, 61 und 62, im Zusammenhang gelesen, ein dringendes Wort zur Beherzigung aller.

SILBENRÄTSEL MIT HUMOR

Aus den Silben: ä — ber — bon — bru — bru — dau — der — der — die — ei — eis — er — er — geiz — gen — grün — halb — he — im — kloß — le — le — lei — mer — pel — ra — ten — ter — tip — ther — tor — tra — uhr — wa — wel sind 11 Wörter folgender kurioser Bedeutung zu bilden:

- doppelter Gutschein
- Gefährt des Betriebschefs
- luftige Woge
- betrübt, rundes, eßbares Gebilde
- Stemmer von süßem Gebäck
- gefrorener Fußboden
- lärmender Verwandter
- wandernder Verwandter
- eßbarer Zeitmesser
- nie vergehende Farbe
- knickriger Körperteil.

Bei richtiger Lösung nennen die Anfangsbuchstaben der gefundenen Wörter eine „Kuchenmasse aus Baumschmuck“.

Rätsellösungen aus Nr. 17

Kreuzworträtsel. Waagrecht: 1. Bombarde, 6. Amarelle, 12. Lobau, 13. Arosa, 15. Nomen, 17. platt, 19. Alma, 21. Ana, 22. Ems, 23. Esra, 25. Roi, 26. Erato, 28. Pan, 29. Egel, 31. Brevier, 33. Kautz, 34. Senior, 36. Wut, 37. Ukelei, 39. Emden, 41. Asiat, 42. Esel, 43. Pate, 45. Okuli, 48. Sippe, 52. Sahara, 54. San, 56. Keiler, 58. Oger, 59. Uppsala, 62. Kilo, 63. Bai, 64. Arago, 65. Sem, 66. Amme, 68. Ale, 69. Era, 71. Save, 72. Delle, 74. Lepra, 76. Medea, 77. Tiere, 78. Noblesse, 79. Rosegger. — Senkrecht: 1. Bukarest, 2. Bona, 3. Abo, 4. Rama, 5. Duerer, 7. Malmoe, 8. Aras, 9. rot, 10. Este, 11. Estanzia, 14. Eloge, 16. Narew, 17. Petit, 18. Braue, 20. Miene, 24. Spalt, 27. Avus, 30. Lim, 31.

Breslau, 32. Rustika, 33. Kea, 35. Odeur, 38. Kiepe, 40. Nei, 41. Aas, 44. Isobaren, 45. Oheim, 46. Kar, 47. Wasa, 49. Pk, 50. Elisa, 51. Dromedar, 53. Agame, 54. Sprec, 55. Nagel, 57. Eleve, 60. Pallas, 61. Loreto, 67. edel, 68. Ales, 70. Apis, 71. Sarg, 73. Ede, 75. Ree.

„Silbenrätsel mit Humor“: 1. Bummelzug, 2. Eilgut, 3. Aschenbahn, 4. Mausechelle, 5. Transport, 6. Eselsbrücke, 7. Nebelbank, 8. Lokalbahn, 9. Autosuggestion, 10. Urteil, 11. Flachsenschzug, 12. Backpfeife, 13. Ausbildung, 14. Halbmesser, 15. Notleine. — Beamtenlaufbahn.

Magisches Kreuzworträtsel: 2wr—4sr = Kur, 4wr—2sr = Koran, 6wr—1sr = Mur, 7wr—9sr = Tor, 8wr—3sr = Ratte, 10wr—5sr = Noe. — URAN — ATOMKERN.

ZB Illustrierte Zeit-Berichte + Zeit-Bilder für Menschen im Atomzeitalter. Ersch. 14tägl. im Verlag Münchner Buchgewerbehaus GmbH, München 13, Schellingstr. 39-41, Ruf 21361. Chefredakteur: Fried. Walter Dinger. Verantwortlich für Zeit-Berichte: Helmut Dohle und Heinrich Deurer. Zeit-Bilder: Dr. Volker Werb. Feuilleton: Dr. Gertrud Reschat. Ziviler Bevölkerungsschutz: Artur Baumann. Redaktion Köln, Norbertstraße 3, Ruf 571 94. Manuskripte und Bilder nur an Redaktion, bei Einsendungen Rückporto beifügen. Für unverlangte Beiträge keine Gewähr. Vertriebsleitung: Eckhard Gudowius. Anzeigenverwaltung: Verlag und Anzeigenverwaltung Carl Gabler, München 1, Theaterstraße 8. Telefon-Sammelnummer 2 86 86. Telegramm-Adresse: Gablerpress, Fernschreiber: 052/3662. Verantwortlich: Erhardt Kräber. Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 2 gültig. Druck: Münchner Buchgewerbehaus GmbH, München 13, Schellingstraße 39-41. Alleinauslieferung für das Saargebiet: Josef Leismann, Saarbrücken III, Johannisstraße 4. Preis ffrs 45.— einschließlich Zustellgebühr. In Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Dr. Gerhard Bartsch, Salzburg, Bergstraße 8. Telefon 6 83 26, Preis S 2.80 in Österreich. Bezugsbedingungen: Die ZB-Illustrierte erscheint 14täglich. Einzelpreis 40 Pf., Quartalsabonnement 2.40 DM plus ortsüblicher Postzustellgebühr. Bestellungen nehmen der Verlag und alle Postämter entgegen.



Das kurze Abendkleid schreibt die Mode in der nächsten Saison wieder für die Cocktailstunde vor. Wie bei unserem Modell aus zartgeblühtem Perlon werden dafür gebauschte Röcke bevorzugt. (Modell: Meisterschule für Mode, München.)

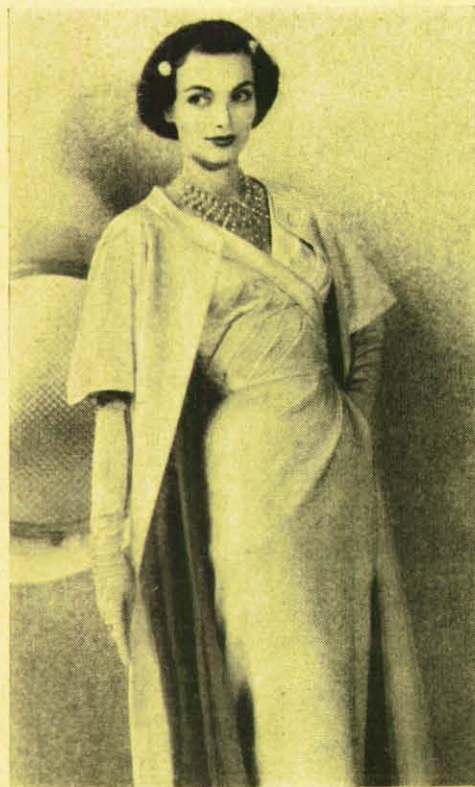


Ein Traum in Perlon-Edelmatt! Durch zwei weite Unter Röcke erhält dieses originelle Dessous (Unterkleid) seine schwingende Krinolinenform. Besonders apart: die große Heckenrose als Blickfang. Wer geriete da nicht in Begeisterung? (Modell: Bessie Becker, München.)

Wer höflich ist ...



Er weiß, was sich gehört! Die jungen Damen, die Manfred hier im Lokal begrüßt, stellen das mit Freude fest. Sie schätzen gute Manieren. Eigentlich ist es eine Selbstverständlichkeit, daß man seinen Hut in der Hand behält, wenn man im geschlossenen Raum mit anderen spricht. Aber leider ist es in Wirklichkeit oft anders! Schade darum!



Einmal große Dame sein! Dieses Abendensemble aus creme-weißem Aceta verhilft gut dazu. Das lose anliegende Etuikleid mit drapiertem Oberteil wird durch einen weitfallenden, capeartigen Mantel ergänzt. (Modell: Modenschule Düsseldorf.)



Für die Reise gerade richtig: ein dreiteiliges Complet im Glenscheckmuster! Das Gewebe aus Dralon mit Cuprama ist für die lose fallende Jacke, die durch einen Bindekragen und abgerundete Taschenpartien außerordentlich elegant und schick wirkt, wie geschaffen. (Modell: Meisterschule für das Kunsthandwerk, Berlin.)

... ist auch beliebt



Dieses häusliche Idyll besitzt Seltenheitswert. Leider, möchte man hinzufügen, aus der gegenseitigen Hilfsbereitschaft wächst das Zusammengehörigkeitsgefühl in einer Ehe. Ob es dabei, wie hier um das Aufwickeln von Wolle, den täglichen Abwasch oder die gemeinsame Säuberung des Autos geht. Kleine Liebesdienste gehören nun einmal dazu.



Weiche Linien - erprobte Gewebe

Die Mode der kommenden Jahreszeit

Das Symbol der neuen Hutmode: Die „Woge“ wird bei dieser schicken Kappe aus taupebraunem Haarfilz vor allem durch die Federgarnierung der Randpartie deutlich. Bewegtheit und Schwung sind die Kennzeichen der neuen Linie. Weiche Raffungen, schmiegsame Kniffe, Fältchen und Einbuchtungen gehören ebenfalls dazu.

Oberkellner Otto ist Menschenkenner. Jahrelange Berufspraxis brachte das mit sich. Er beurteilt daher seine Gäste nicht nach der Höhe des Trinkgeldes. „Wirklich feine Leute“, sagt er zu Jochen, dem Kellerlehrling, um dessen Ausbildung er sich zu kümmern hat, „sind immer höflich. Daran erkennst du sie. Ein Gast, der mit dem Geld nur so um sich wirft, ist bestimmt ein Neureicher. Meist will er nur schlechte Manieren durch gute Trinkgelder verdecken.“ Jochen macht ein skeptisches Gesicht. Der Oberkellner wird darum deutlicher. „Ich will damit sagen: Höflichkeit hat nichts mit der dicken Brieftasche zu tun, aber auch nichts mit geschraubtem Benehmen. Sie muß aus dem Herzen kommen. Das ist es. Sie muß aus einem guten Herzen kommen!“ Das kann ja stimmen, denkt Jochen. Laut aber sagt er: „Neulich meinten Sie, Herr Otto, wenn ich ein guter Ober-

die Türken, muß tiefer sitzen. Die verlangt Herz, aber auch Taktgefühl.“

Takt ist gut, denkt Jochen. Ist es vielleicht taktvoll von meinen lieben Kollegen, wenn sie sich über meine Nase, die leider zu groß geraten ist, lustig machen? Dann sagt er: „Und wie verhalten Sie sich, wenn jemand zu Ihnen taktlos ist?“ „Ich versuche“, antwortet Otto, „mein Gegenüber richtig zu beurteilen. Und gebe ihm dann eine Antwort, die ihn klein macht, ihn aber auch nicht zu sehr ärgert. Das ist nicht leicht. Aber du kriegst es hin, wenn du dich gut beherrschen kannst!“ „Tscha“, sagt Jochen enttäuscht, „das kann ich nicht! Das ist zu viel verlangt.“ Und wieder denkt er an seine Nase, deretwegen er sich mit seinen Kameraden schon so oft hat herumschlagen müssen, manchmal auch recht handgreiflich.

Ratlos blickt er den Oberkellner an. Der klopf ihm freundschaftlich auf die



Kavalier vom Scheitel bis zur Sohle? Wer könnte daran doch zweifeln! Sie meinen, der junge Mann sollte sich nicht gar so lässig geben? Es wäre auch besser, wenn er beim Gespräch die Zigarette nicht ganz so arrogant im Mundwinkel kleben ließe. Auch seine Hände wären außerhalb der Taschen vielleicht besser aufgehoben. Die Hosenträger wirken nicht gerade anziehend. Wenn er eine Jacke überzöge, wäre das weitaus netter.

kellner werden will, sollte ich immer so tun, als wäre ich der Gast! Dann hätte ich schnell heraus, was der will und was er nicht will! Das habe ich versucht. Aber einfach ist das bestimmt nicht!“ „Einfach soll es auch nicht sein, dumme Junge! Aber du mußt nun mal als Kellner höflich sein. Deshalb kannst du dich schon etwas anstrengen!“

Jochen wühlt in seinen Jackentaschen und zieht ein schmales Heftchen hervor. „Hier, Herr Otto, das Neueste! ‚Umgang mit Menschen‘, feine Sache das. Für 2 DM habe ich es gekauft. Wollen Sie wissen, wie das Buch anfängt? Hören Sie mal: ‚Höflichkeit ist ein Kapital, das den bereichert, der es ausgibt!‘ Darunter steht: türkisches Sprichwort. Nun frage ich mich, wie die Türken zu diesem Kapital erst mal kommen?“ „Das fragst du noch, wo ich dir das fast jeden Tag predige? Richtige Höflichkeit kannst du nicht erwerben. Sie muß in dir drinliegen. Du kannst lernen, dich korrekt und manierlich zu benehmen. Dazu gehört auch, daß du immer pünktlich bist. Vergiß das ja nicht!“ Otto droht mit dem Zeigefinger. „Aber rechte Höflichkeit, von der reden hier nämlich

Schulter und sagt tröstend: „Wird ja alles noch werden. Bist ja noch so jung!“ Damit ergreift er eine Serviette und geht zum Schanktisch hinüber. Jochen flitzt zur Tür und verbeugt sich höflich vor dem Gast, der die Halle betreten hat.

Nicht allzugut ist es mit der Höflichkeit bei uns bestellt. Höflichkeitswettbewerbe, die unter Beamten, Polizisten oder Straßenbahnschaffnern ausgetragen werden, zeugen davon. Der Umgangston hat sich bei uns gelockert, Kriegs- und Nachkriegsjahre haben das mit sich gebracht. Endgültig aus ist es mit der starren Etikette, die so unnachsichtlich das Miteinanderleben früherer Generationen regelte. Doch ganz vermögen wir darauf nicht zu verzichten. Gute Manieren können auch heute noch viel dazu beitragen, unser Leben harmonischer zu gestalten. Und glücklicherweise gibt es noch Eltern, die in der Erziehung zum guten Benehmen das Beste sehen, was sie ihren Kindern mitgeben können. Wissen sie doch, daß echte Höflichkeit niemals ohne Widerhall bleibt, und — was wichtig ist — auch beliebt macht!



Hier gibt es keine Entschuldigung! Das darf einfach nicht vorkommen! Wer noch nicht weiß, daß dem Partner — hier ist es sogar eine Dame — zuerst Feuer für die Zigarette angeboten werden muß, dem ist nicht zu helfen. Gröblich verstößt Erwin hier gegen die primitivsten Regeln des Anstands. Darüber hinaus entlarvt er sich als schlecht erzogen und hoffnungslos egoistisch. Von Höflichkeit hat er bestimmt keine Ahnung.



„Schönen Dank für den Einkauf!“ Liebenswürdig lächelt die Verkäuferin und begleitet die Kundin bis zur Ladentür. Durch zuvorkommendes Benehmen und exakte Bedienung versteht sie sich bei der Käuferschaft beliebt zu machen, die ihr das durch Geschäftstreue und Anhänglichkeit vergilt. Wohl müssen Geschäftsleute und Verkäuferinnen von Berufs wegen höflich sein. Aber auch hier genügt Korrektheit allein nicht.

Nicht zu feste, Alice!

Prügelei im Atelier



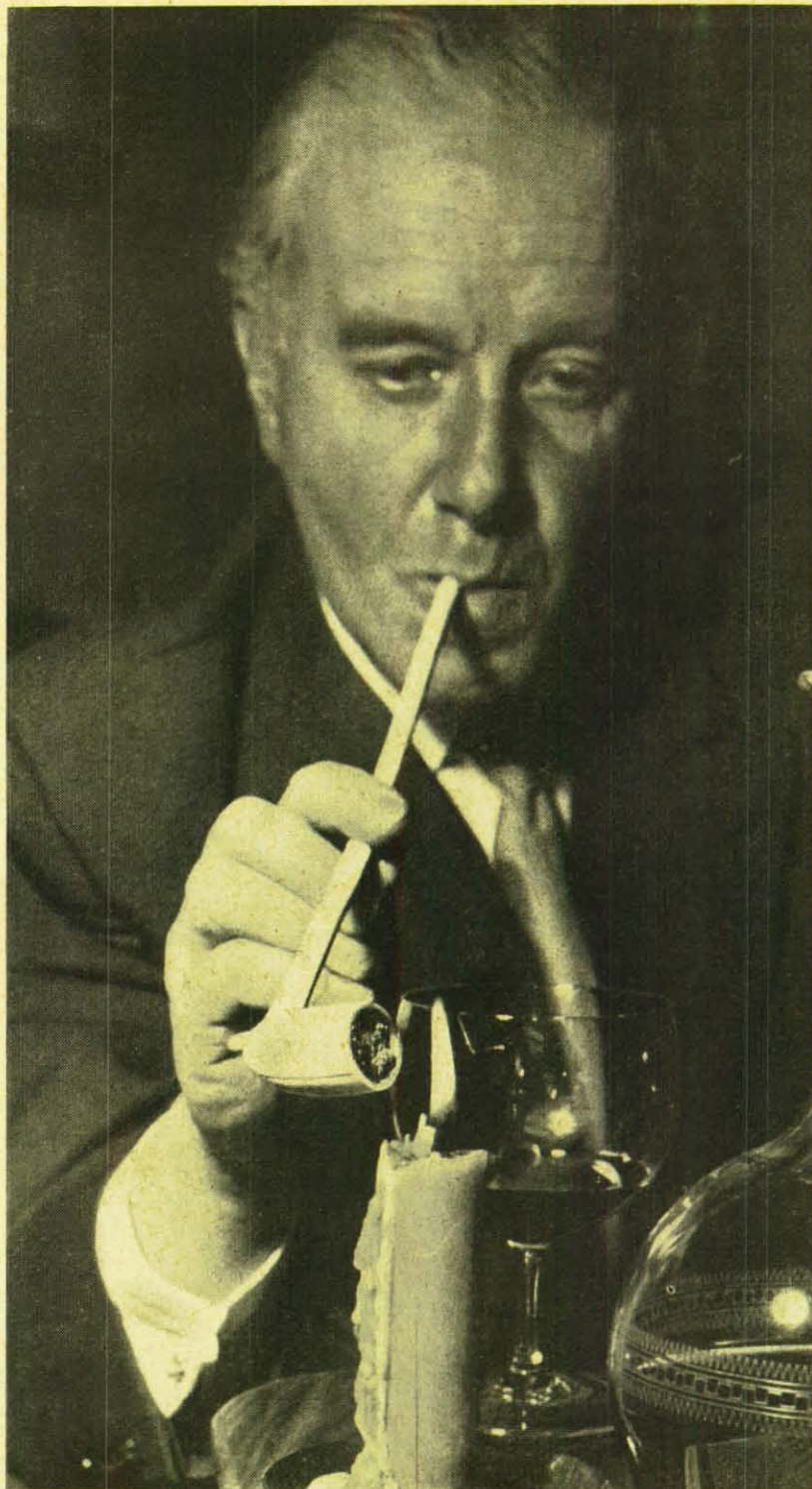
EINE STEIFE RECHTE AN DIE KINNSPITZE! Handelt es sich hier etwa um Damen-Boxkämpfe? Keineswegs! Unsere Filmfreunde werden gewiß schon die tanzenden Keßler-Zwillinge Alice und Ellen aus Paris erkannt haben. Ob die Geschwister hinter den Kulissen ihre privaten Meinungsverschiedenheiten austragen?



DAS WIRD JA IMMER TOLLER! Vergeblich versucht ein beherzter Mann einzugreifen und die Kampfhähne auseinanderzubringen. Sofort ziehen die beiden jungen Damen wieder an einem Strang und machen dem Verwegenen das Leben schwer. Die Wut richtet sich gegen ihn, und er trägt Kratz- und Bißwunden davon.



UND NOCH EINE BACKPFEIFE, daß selbst das Regal ins Wanken kommt. Regisseur Ernst Marischka reibt sich vergnügt die Hände! „Ihr wart sehr echt!“ lobt er Ellen und Alice Keßler. Denn die ganze Schlägerei war nur eine „gespielte“ Szene für den neuen Gloria-Film „Scherben bringen Glück“, der bald anläuft.



Das Zeremoniell der Raucher ist so zwanglos, wie es auch die Reihenfolge der Zusammenkünfte ist. Als ungeschriebenes Gesetz gilt jedoch, daß jeder Teilnehmer zu Beginn einer Sitzung aus der Tonpfeife rauchen muß. Vom Stopfen der Pfeife bis zum Anrauchen gelten die „strengen“ Regeln, an denen Beobachter gleich untrüglich den kultivierten Pfeifenraucher erkennen können. Und jeder will „kultiviert“ sein!



Nichtraucher Max Schmeling war für das Kollegium eine einmalige Attraktion. Er berichtete den Bremern aus der Zeit, als seine Fäuste noch mit Gold aufgewogen wurden. Sein Gespräch mit dem Bremer Tabakfabrikanten Konsul Ritter schien sich jedoch einwandfrei um Tabak zu drehen. Denn seit längerer Zeit hat Maxe auf seinem Hollenstedter Besitz eine beachtliche Tabakpflanzung mit großem Ertrag.



Das Bremer Tabakkollegium ist eine eigene Einrichtung der Bremer Kaufmannschaft und sucht seine Vorbilder nicht etwa im alten Preußen. Vielmehr bezieht es seinen Auftrieb aus der Tatsache, daß Bremen seit Jahrzehnten der Hauptschlagplatz für Tabak in Europa ist. Das Land Bremen ist außerdem auch noch nachweislich Deutschlands größter Tabakproduzent. Also ist diese Art von Lokalpatriotismus gerechtfertigt.

Blauer Dunst und gute Laune

Der ZB-Reporter im Bremer Tabakkollegium

Wer Bremen kennt, kennt den Roland auf dem Marktplatz, den Hafen, die Stadt und ihre Menschen. Doch selbst ein Kenner dieser Stadt kann noch Überraschungen erleben. Zumindest erwartet er hier nicht eine Kuriosität, die man bisher nur von den Preußenkönigen her kannte. Nur wenige Besucher der Stadt wissen, daß sich im Schütting, dem altherwürdigen Haus der Bremer Kaufmannschaft, die Bremer Kaufleute zu einem Tabakkollegium treffen. Bei blauem Dunst und guter Laune hören sie hier von den Gästen, die sie zu den Treffen einladen, aus der weiten Welt. Denn das ist der Sinn des Kollegiums: Herauszukommen aus den Kontoren, um einmal, losgelöst von der begrenzten Welt des Kaufmanns, von Dingen zu hören, die den Kaufleuten sonst wahrscheinlich verschlossen bleiben würden.



Prominenz aus Bremen ist immer zahlreich vertreten. Der Autofabrikant Borgward gehört zu den ersten Mitgliedern des Tabakkollegiums. Unser Bild zeigt ihn (rechts) im Gespräch mit dem Bremer Stadtarchivsleiter, Dr. Prüser, dem Präsidenten der Raucher.



Seinen Grundsätzen treu blieb Max Schmeling trotz größter Versuchung. Er rauchte seine Tonpfeife einfach kalt.



Ein verbindendes Element nannte Prof. Eschenburg, ein Ehrengast aus Heidelberg (zweiter von rechts), den Tabak



WIRD DIE CALLAS FILMEN?

ZB-Gespräch mit der teuersten Sängerin der Welt

Als die gefeierte Primadonna Maria Meneghini-Callas kürzlich mit dem Ensemble der Mailänder Scala nach Deutschland kam und in Köln gastierte, gab es eine kleine Sensation. Der Künstlerin war der Ruf der Launenhaftigkeit vorausgegangen. Man erzählte von den Skandalen, die sie entfesselt haben soll. So sah man in der Domstadt der Ankunft der Sängerin mit einiger Unruhe entgegen. Aber es kam ganz anders, als man erwartet hatte. Die Callas erwies sich als eine bescheidene, kluge und ganz und gar nicht exaltierte Frau. Auf einem Presseempfang, den die Elekrola-Gesellschaft für sie gab, hatte der ZB-Reporter Gelegenheit zu einem ungezwungenen Gespräch. Er fragte die Callas, ob sie nicht filmen wolle. Die Callas antwortete in fließendem Englisch (sie spricht außerdem noch Griechisch und Italienisch): „Ich habe gar nichts gegen den Film und möchte auch sehr gerne filmen, wenn man mir eine entsprechende Aufgabe anbieten würde. Aber ich denke daran, wie viele andere, nur um zu filmen, in einem minderwertigen Film eine Rolle zu übernehmen.“

Maria Meneghini-Callas wird als die größte Sängerin und das erstaunlichste Stimmphänomen der internationalen Opernbühnen der Gegenwart gefeiert. Sie beherrscht mit gleicher Meisterschaft alle Soprankategorien: das lyrische, das dramatische und das Koloraturfach. Darüber hinaus besitzt diese Frau eine hinreißende darstellerische Begabung. Sie auf der Bühne zu sehen ist ein Erlebnis, das selbst das verwöhnte Publikum der größten Bühnen der Welt immer wieder zu wahren Begeisterungstürmen hinreißt.

Die Callas wurde am 4. Dezember 1923 in New York als Tochter eines griechischen Apothekers geboren. 1937 kehrte Maria mit ihrer Mutter nach Griechenland zurück, wo sie Gesangsstunden am Konservatorium in Athen nahm. Mit 15 Jahren stand sie zum ersten Male auf der Bühne. Der Krieg unterbrach die kaum begonnene Karriere, und Maria kehrte zu ihrem Vater nach Amerika zurück. Den Durchbruch zum Weltruhm brachte eine Aufführung in Venedig, wo die Callas innerhalb von zwei Tagen für eine erkrankte Kollegin die Hauptrolle übernahm.

König der Bernina



UM DIE GUNST des temperamentvollen Zigeunermädchens Pia (Ellen Schwiers) kommt es zu einer unerbittlichen Auseinandersetzung zwischen zwei jungen Männern in der gewaltigen Bergwelt der Bernina, wo z. Z. der große Berg-Farbfilm nach dem bekannten Roman von J. C. Heer unter der Regie von Alfred Lehner mit viel Aufwand gedreht wird.



HASS UND EIFERSUCHT müssen die schöne Ciglia Tass (Waltraut Haas) und der ehrgeizige Schmied und Büchsenmacher Markus Paltram (Helmuth Schneider) in einem langen, unerbittlichen Kampf überwinden, bevor sie endlich zueinanderfinden. Während Markus schon das harte Ringen aufgab und sich in die Einsamkeit der Berge zurückzog, hielt Ciglia tapfer zu ihm.



EIN TIROLER FREIHEITSKÄMPFER ist der Wiener Burgschauspieler Erich Auer in dem Film „Der König der Bernina“. Von dem Büchsenmacher Markus Paltram wird er über die rettende Grenze gebracht. Später jedoch, als sie in das gleiche Mädchen verliebt sind, werden aus den beiden Freunden erbitterte, kompromißlose Gegner. — Fotos: (3) Europa-Film.